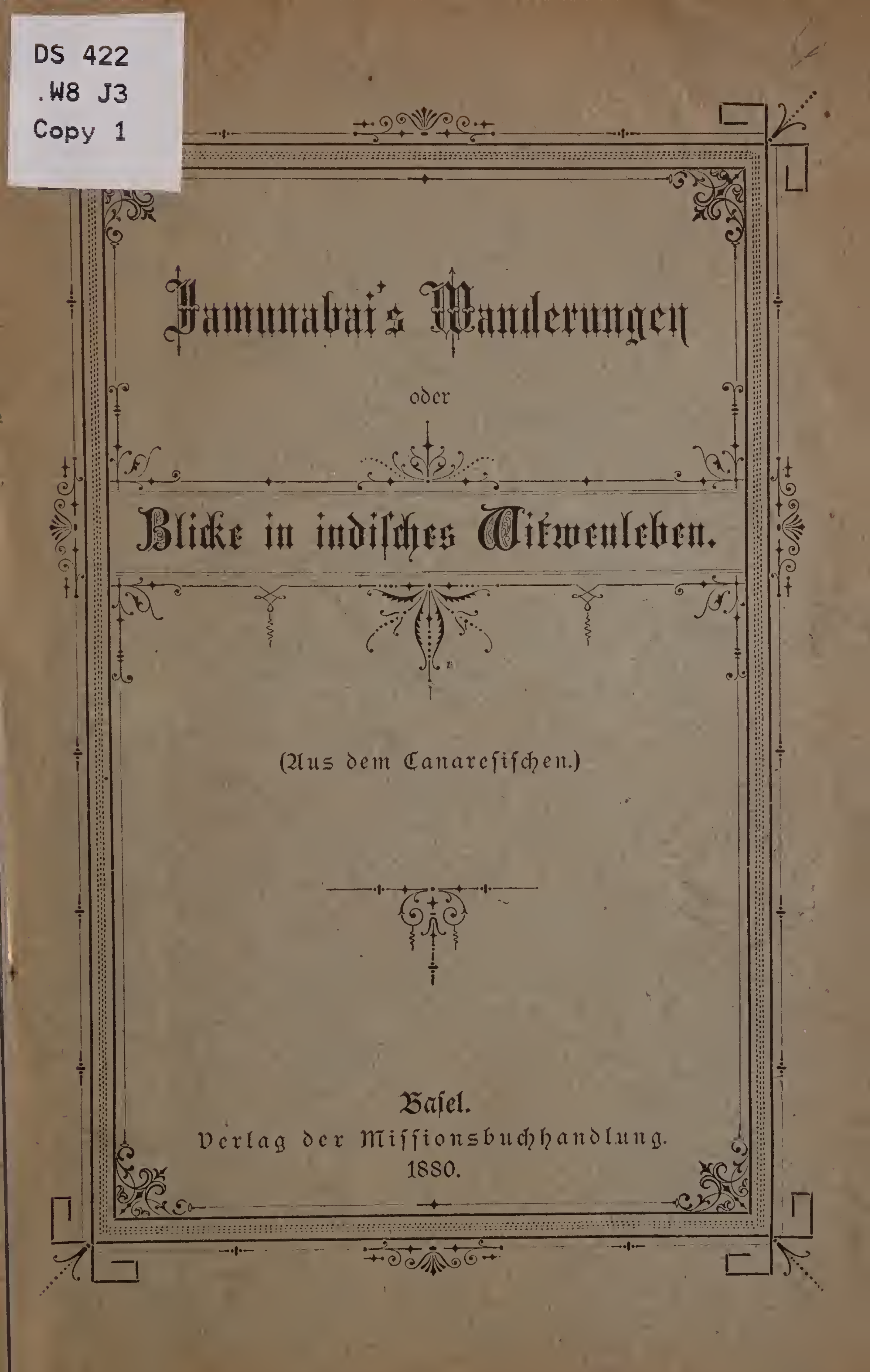


Jamunabai's Wanderungen

oder

Blicke in indisches Witwenleben.

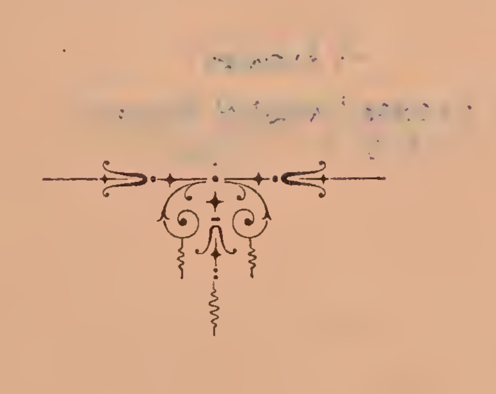
(Aus dem Canaresischen.)

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1880.

Jamunabai's Wanderungen

oder:

Blicke in indisches Witwenleben.



Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1880.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Vorwort.

In diesem Schriftchen wird dem Leser die abgekürzte Uebersetzung einer kanaresischen Erzählung*) geboten, welche ein Hinduchrist verfaßte in der Absicht, durch getreue Schilderung der traurigen Lage der indischen Witwen**) etwas zur Verbesserung derselben beizutragen. Dem gleichen Zwecke soll auch das Erscheinen des Büchleins in deutscher Sprache und in deutschen Landen dienen.

Daß die Art der ursprünglichen Darstellung nicht verwischt, sondern thunlichst beibehalten wurde, werden einsichtige Leser wohl nur billigen.

Möge nun unter dem Segen Gottes, des Herrn, welcher „der Witwen Richter" und „aller Menschen Heiland" ist, dieses Schriftchen dem genannten Zwecke recht förderlich dienen!

---

*) Erschienen in Mangalur, Basel Mission Book and Tract Depository. 1869.

**) Nur die Zahl der sogenannten Kinderwitwen, d. h. solcher Witwen, welche die Mädchen- ja zum Theil Kinderjahre noch nicht einmal zurückgelegt haben, beläuft sich auf ungefähr 80,000 Seelen.



I.

Die Hochzeit.

Es war an einem heißen Maitage, daß Ganapati Raja, nachdem er sich gebadet und seinen Leib mit Sandelholzmehlbrei bestrichen hatte, sich Mittags nach 12 Uhr behaglich in seine Schaukel setzte und an dem kühlenden Winde erlabte. Inzwischen kam Dschiwana Bhatta von Raghappa Najaka's Hause her und grüßte mit einer höflichen Verbeugung.

„Willkommen, mein Herr! Setzen Sie sich! — Und nun, wie steht's mit unserer Heirathsangelegenheit?"

Dschoisi Bhatta (ein Astrolog), der auch zugegen war, fiel in die Rede und erwiderte: „Warum fragen Sie denn nicht mich, der ich doch der Vermittler bin? Es ist Alles gut; nur ich warte noch auf das Kleid, womit Sie mir bei dieser Gelegenheit der Sitte gemäß ein Geschenk zu machen haben!"

Ganapati Raja: „Reden Sie jetzt doch nicht von Ihrem Kleid! Ich habe bereits eines für Sie bestellt. Wenn nur die Angelegenheit zum Abschluß kommt! Das ist wichtiger!"

Dschiwana Bhatta: „Bei Raghappa Najaka ist Alles in's Reine gebracht. Blos der Tag der Hochzeit ist noch zu bestimmen."

G.: „Wir wählen dazu den ersten besten Glückstag.*) Bei uns ist Alles für die Hochzeit zugerüstet. Wenn Sie mir nicht glauben, so gehen Sie nur in's obere Wohngemach und überzeugen sich von der Wahrheit meiner Worte. Dort sitzt Winajaka und macht ein Inventar von Allem, was für die Hochzeit angeschafft ist.“

Dschiwana Bhatta gieng hinauf und grüßte Winajaka mit den Worten: „Nun, wie steht's Vetter? Wie ist der Schmuck Deiner Braut ausgefallen und wie viel wiegt die goldene Halskette? Jamunabei (die Braut) besteht darauf, daß sie 28 Loth schwer sein müsse. Du bekommst eine passende Lebensgefährtin; eine solche wolltest Du ja, nicht wahr?!“

Winajaka wandte sich verlegen bei Seite und redete nicht viel. So verabschiedete sich der Besuch bald und begab sich nach Hause.

---

*) Die Hindus berechnen diese Glücks- und Unglückstage nach den 27 Sternzeichen. Wenn ein zu verheirathender Sohn an einem Glückstage geboren ist, so muß auch das in Betracht kommende Mädchen an einem solchen geboren sein; ist er aber an einem ungünstig scheinenden Tage geboren, so muß das nothwendig auch bei dem Mädchen der Fall sein. Würde ein Mann, der an einem Glückstage geboren ist, ein Mädchen heirathen, das an einem unheilverheißenden Tage geboren, so könnte die Ehe voraussichtlich keine glückliche werden. Soll z. B. der Sohn eines Brahmanen heirathen, so hat vor Allem der Priester, der das Verzeichniß des Tages und selbst der Stunde der Geburt seiner Pflegbefohlenen führt, nachzusehen, welches von etwa vier bis fünf verfügbaren Mädchen der Kaste für den Jungen paßt. Nachdem er so die Passende herausgefunden hat, werden deren Eltern um ihre Zustimmung gefragt. Da auch diese ganz vom Priester abhängig sind, bleibt ihnen fast keine andere Wahl, als Ja zu sagen. Es kann auch vorkommen, daß die Wahl auf ein krüppelhaftes, heirathsunfähiges Mädchen fällt. In solchem Falle wird dann stillschweigend gewartet, bis sich eine bessere Gelegenheit findet. Nach der Vorstellung der Hindus gibt es gute, mäßig gute, mittelmäßige, mäßig schlechte, schlechte und sehr schlechte Tage.

Nachdem der Hochzeitstag festgesetzt war, gieng Jamunabai im Hause ihrer künftigen Schwiegereltern täglich ein und aus. Sehr oft besuchte sie auch die übrigen neuen Verwandten, von welchen sie bei jedem Besuche mit Freundlichkeitsbezeugungen überhäuft und auch mit mancherlei Leckereien und Früchten beschenkt wurde. Namentlich gewann ihre künftige Schwiegermutter eine ziemliche Neigung zu ihr. Mit ihrem eigenen, reichen und kostbaren Schmuck zierte sie den neuen Liebling, kämmte ihr das Haar schön in Bogen über die Schläfe und flocht ihr Blumen in die glatten Haarschleifen. So aufgeputzt und geschmückt wurde sie auch von der Schwiegermutter in die Häuser der Verwandten und Freunde begleitet. Bei einem dieser Besuche wurde sie sogar mit einer seidenen, mit schimmernden Silberfäden durchwobenen Jacke beschenkt. So fühlte sich Jamunabei denn als Braut in vollkommenem Glücke. Ihr Bräutigam, Winajaka, hatte seine helle Freude daran, wenn Freunde und Verwandte wegen dieser oder jener Eigenschaft seiner Braut vor ihm rühmend und lobend Erwähnung thaten.*) Da konnte Einer kommen und sagen: „Hah, Winajaka! wie gut und ansprechend kann Deine Braut Bücher und Zeitungen lesen und die von ihr geschriebenen Buchstaben sind Perlen gleich!“ Wieder Andere meinten: „Was sollen wir von ihrem Verstande sagen! Das Rechnen liegt ihr auf der Zungenspitze! Ganze Zahlen und Brüche kann sie im Kopfe rechnen! Und zu häkeln versteht Niemand wie sie!“ Nur der Schwiegermutter wollte es nicht so recht gefallen, daß Jamunabai so gelobt wurde. Ihre Kenntnisse hatte sie sich in einer Missionsschule angeeignet, wo ihre natürliche Lernbegierde gute Nahrung und Be-

---

*) In Indien sehen Bräutigam und Braut sich nur in gesellschaftlichen Kreisen und dürfen auch dann nicht einmal mit einander reden.

friedigung erhalten und wo sie alle ihre Mitschülerinnen bald überflügelt hatte.

Am festgesetzten Tage wurde die Hochzeit mit großem Gepränge gefeiert. Um das zu ermöglichen, hatte ihr ganz unbemittelter Vater gegen 1000 Franken entlehnt und überdieß den Schmuck seines verstorbenen Weibes verkauft und so nahezu 1500 Franken zusammengebracht, welche Summe an diesem Tage drauf gieng.

Nachdem die Freude und das Geräusch der Hochzeit vorüber war und Jamunabai noch einige Zeit bei ihren Verwandten zugebracht hatte, siedelte sie in das Haus der Schwiegereltern über, wo es mit allem Weiterlernen bald aus war, trotzdem sie zunächst fast nichts zu thun hatte. Die Zeit wurde eben mit Schwatzen, Toilettemachen u. s. w. todtgeschlagen, wie das gewöhnlich bei Brahmanenfrauen der Fall ist. Wenn sie sich im Lesen üben oder sonst etwas lernen wollte, verhinderten sie ihre Schwiegermutter und Schwägerin daran, welche sich neben sie setzten und plauderten.

Als eines Tages im Hause mehreren Freunden ein Schmaus gegeben werden sollte, hatte Jamunabai bei der Zurüstung auch mit Hand anzulegen. Eben war sie emsig daran, einen Korb Reis zu reinigen, als ihre Schwiegermutter und Schwägerin sich auch neben sie setzten, um ihr bei dieser Arbeit behülflich zu sein. Dabei wurde natürlich wieder vielerlei geplaudert, wobei aber zum Vorschein kam, daß Jamunabai dem Lügen nicht so ergeben war, wie jene. Da machte die Schwiegermutter denn die spöttische Bemerkung: „Potz tausend! was für eine Wahrheitsgoldgrube habe ich in's Haus bekommen! Unsereins muß ganz geduldig und stillschweigend anhören, was solch' ein Töchterlein schwatzt!“

Die Schwägerin Gange: „Mutter! Immer redet Jamū-

nabai so! Gestern kam ein Herr in's Haus, um den Vater zu sprechen. Für den Fall, daß Jemand komme und nach ihm frage, hatte er uns beiden befohlen zu sagen, er sei nicht zu Hause. Allein sie schlug diesen Befehl ganz in den Wind und den Vater entschuldigend, sagte sie dem Herrn, er habe sich zum Mittagsschlaf niedergelegt."

Jam.: „Habe ich damit eine Lüge gesagt?"

G.: „Das ist die Frucht davon, daß Dein Vater Dich die Missionsschule besuchen ließ!"

Schwiegermutter: „Jetzt genug hievon! Nur das will ich noch sagen, daß ein solches Betragen in unserem Hause nicht zu lange geduldet wird. Hast Du die Schwester des Herrn Rama gesehen? Vor einigen Tagen hat ihr Bruder alle ihre Bücher und Briefe zusammengepackt und einem Papierhändler zum Verkauf gebracht. Ebenso wird man einmal mit Dir verfahren, sieh nur zu!"

Jamunabai hörte das stillschweigend an; aber ihr Herz begann heftig zu schlagen und ernste Gedanken erfüllten ihr Innerstes. Nach einiger Zeit fand sie eines Tages Gelegenheit, sich neben ihren Mann zu setzen und ihm Alles zu erzählen, was zwischen ihr und der Schwiegermutter vorgefallen. Als verständiger Mann wußte er Alles richtig zu beurtheilen, beruhigte seine Frau und verschaffte ihr Gelegenheit, weiter lernen zu können. Von da an benutzte Jamunabai jeden freien Augenblick, den sie in ihrem Zimmer allein war, zum Lesen, was sie sehr befriedigte und glücklich machte.

II.

Der Barbier.

Es war an einem schönen Abend zur Zeit des Sonnen-untergangs, als das junge Ehepaar im Garten spazieren gieng und die erfrischende Abendluft genoß. Winajaka pflückte einen Jasminzweig, um ihn seiner Frau zu geben. Plötzlich wurde aus der Nachbarschaft ein Jammern und Wehklagen hörbar. Jamunabai sah ängstlich um sich und eilte so schnell wie möglich, ihr Haus zu erreichen. Winajaka stieg über das Gehege des Gartens und kaum hatte er das Land, das zum Anwesen des Nachbars gehörte, betreten, so drang ihm ein Geräusch in's Ohr, welches vermuthen ließ, es sei etwas in den nahen, tiefen Brunnen gefallen. Doch nicht weiter darauf achtend, schritt er rasch voran und kam in die Nähe des Nachbarhauses, wo er den Hausherrn erblickte mit einem Briefe in der Hand, und etwa fünf, sechs Weiber umstanden ihn heulend und klagend. Winajaka erkundigte sich nach der Ursache dieser traurigen Scene, worauf ihm der Nachbar den Brief reichte. Der Inhalt desselben war folgender:

„Gruß dem hochverehrten Gopala Raja! Eine sehr traurige Begebenheit habe ich Ihnen mitzutheilen. Gestern Morgen wurde für Schiwa Rama Gopala das Homa-Opfer *) verrichtet. Er hatte nur 7 Tage Fieber. Obschon unzählige Mittel angewandt wurden, vergieng es nicht, sondern wurde täglich heftiger

*) Dieses bildet einen Theil der Leichenfeierlichkeiten.

und bedenklicher. Nun ist er nicht mehr! Er war ein guter Mensch! Doch am meisten zu bedauern ist, daß seine Gesinnung seit einiger Zeit eine ganz andere geworden. Er betheiligte sich nemlich an einer Reformversammlung, welche die Behauptung aufstellte, die Witwen sollten anders behandelt werden. So stimmte auch der Verstorbene dem bei, daß den Witwen das Haar nicht abrasirt werden sollte; ja er meinte sogar, dieselben sollten wieder heirathen dürfen. Solchen Verkehrtheiten schenkte er lebhaftes Interesse. Allein was nützt ihn nun dieß Alles. Wir aber haben jetzt dafür zu sorgen, daß seine hinterlassene Witwe schnell rasirt, ihr die Armspangen und aller Schmuck abgenommen und verkauft und das erlöste Geld zinslich angelegt wird. Dagegen soll sie das gewöhnliche Witwenkleid tragen. Und auch das Bett soll ihr nicht mehr zur Verfügung stehen. Mit der Ausführung dieser Vorschriften darf ja nicht gezögert werden, denn die Witwe und deren Bruder werden solches nicht gern geschehen lassen, zumal letzterer die Ansichten seines verstorbenen Schwagers theilt. Wenn er hört, was wir zu thun gedenken, wird er seine Schwester zu flüchten suchen. Deßhalb ist's das Beste, man macht sie unverzüglich zur Witfrau.

Ergebenst . . . . ."

Während Winajaka diese Zeilen las, wurde es ihm ganz sonderbar zu Muthe, ja ein Gefühl der Entrüstung kam über ihn. Allein, was konnte und durfte er machen? Er fragte nur, wer der Schreiber des Briefes und wo die Frau des Verstorbenen sei? „Diese ist in der Schwiegereltern Haus" war die kurze Antwort. Da er auf die erste Frage keine Antwort erhielt, winkte er einem Knaben, um von diesem Auskunft zu erhalten. Als dieß jedoch ein Mädchen bemerkte, rief es ganz unwillig aus: „Was nützt nun all' das Forschen? Die Seele, mit der wir es zu thun hatten, ist nicht mehr! Was sollen

wir mit ihr anfangen? Der Arme hat ein Weib bekommen; aber was hilft uns das? Von dem Hochzeitstage an bis jetzt hat uns das Glück nicht gewollt. Der Schwager starb, die Tante ist nicht mehr, der Vater hat das Zeitliche verlassen und nun ist auch ihr Mann gestorben! Dieß alles liegt auf uns wie eine schwere Bleikugel!“ Ein anderes Mädchen fügte bestätigend hinzu: „Ja ja, Unglück auf Unglück hat uns seither verfolgt! Diese Witwe hat unseres Vaters Haus ruinirt! Warum noch zaudern? Der Kamm, das Ehezeichen, das Kastenzeichen und all' ihr Schmuck soll dahin gebracht werden, wo ihr Mann hingegangen ist, und zwar schnell, schnell, sofort!“

Während dessen kam ein Mann mit ziemlich dunkler Hautfarbe, einem Turban auf dem Kopf und in einfachster Kleidung langsam zum Hofthor hereingeschritten. Als eine der versammelten Frauen ihn erblickte, öffnete sie eine Zimmerthür und rief hinein: „Jetzt komm heraus! Dein Schicksal steht Dir auf der Stirn geschrieben! Auf Deinem Kopfe ist eine schwere Last: laßt sie uns herunterreißen!“ So schrie das Weib wiederholt; aber als von innen Niemand herauskam, hieß es, man solle sie ein wenig in Ruhe lassen, vieles Hin- und Herreden mache sie nur noch störriger; sie werde sich schließlich schon in's Unvermeidliche fügen. Endlich rief Jemand: „Geh', Witta! mach' Licht, stell' die Lampe in jenes Zimmer und bring' die Witwe dort hinein!“ Die Angeredete that dieß, gieng hinaus und rief dem Barbier (denn das war der Gekommene), zu kommen. Dieser betrat das Vorzimmer, bemerkte aber sogleich, daß Niemand darinnen war und kam zurück. Nun wurde das ganze Haus durchsucht; aber auch in keinem Winkel desselben konnte die Gesuchte gefunden werden. Die Leute dachten, sie werde sich aus Furcht versteckt haben und so erhielt der Barbier den Befehl, am nächsten Morgen wieder zu kommen.

Winajaka kehrte in sein Haus zurück und erzählte seiner Frau das Erlebte, welche sich dann die Rasur ihrer Freundin so lebhaft vergegenwärtigte, daß sie in Entsetzen gerieth und



Eine vornehme Hindufrau.

ausrief: „Ach, was für grausame Menschen sind das! Wie schön und anmuthig war das Angesicht der nun Verstoßenen! Nun sollen ihr die Haare wegrasirt und sie gewaltsam verunstaltet werden! Wer hätte gedacht, daß sie solches durchmachen müßte!

Wie wird sie morgen aussehen! Gestern noch sah ich sie in schöner Frisur und prächtiger Toilette! Wenn das mich schon so betrübt, wie wird erst ihr selbst zu Muthe sein! Es muß wie ein Berg auf der Armen liegen! Wie kann sie das Alles ertragen! Ach würden doch keine Mädchen geboren! Was haben sie vom Leben?“

Unterdessen war es spät geworden und beide begaben sich zur Ruhe. An jenem Abend bekümmerte sich weiter Niemand um die entflohene Witwe; Alles legte sich zur Ruhe. Nur der Knecht des Hauses, welcher während des Tages mit Leuten unreiner Kaste in Berührung gekommen war, begab sich gegen 9 Uhr mit einer Laterne in der Hand zum Brunnen, um Wasser zu holen zu einem Reinigungsbade. Eben im Begriff, zum zweiten Male das Schöpfgefäß aus der Tiefe zu ziehen, bemerkte er zwei Blumen in demselben. Diese machten ihn stutzig und halblaut sagte er vor sich hin: „Wie sind denn diese Blumen hieher gekommen? In meinem Gefäß ist keine und beim Brunnen ist auch weit und breit kein Blumenstrauch dieser Art! Brachte ich solche Blumen nicht gestern für meine Herrin? Wie können aber welche davon hieher gekommen sein! Freilich seit ihr Mann gestorben, lebt die Arme nur noch halb und die Schwiegermutter plagt sie ganz fürchterlich! Wohin wird sie sich wohl geflüchtet haben und was vermag ich zu thun? Liegt sie wohl in dieser dunkeln, schauerlichen Tiefe?! Denn wo sollte sie sich auch hingeflüchtet haben, ihr Bruder wohnt ja sehr weit weg und von den Nachbarn hat sie gewiß Niemand aufgenommen! O, die verkehrten Brahmanen! Wenn der Mann stirbt, verunehren sie seine Witwe! Ich kann mir nur denken, daß die Bedaurungswürdige aus Furcht vor dem ihr bevorstehenden Loos hier unten Schutz und Ruhe suchte! O Brunnen, warum nahmst du meine schöne Herrin auf? Ach, ach, wie herzig gut war sie! Wie hatte sie auch für meine Familie ein Herz! Als

ich letztes Jahr ihren Mann auf einer Reise begleitete, hat sie meine Frau während ihres Wochenbettes mit dem Nöthigen reichlich versehen! Aber nun, was kann ich thun und wem soll ich diese Nachricht bringen?"

In solche Gedanken und in Kummer versunken, schleppte sich der treue Knecht mühsam vorwärts, wischte sich von Zeit zu Zeit Thränen aus den Augen und erreichte endlich das Haus seiner Herrschaft. Arbeit hatte er daselbst keine mehr zu verrichten, und so schickte er sich an, seine Hütte aufzusuchen. Aber auch dort angekommen, war es ihm zuerst unmöglich, seinen Befürchtungen Ausdruck zu geben. Der Kummer hielt seine Lippen verschlossen. Erst nach etlicher Stille und Fassung vermochte er zu reden und seiner Frau seine Vermuthung mitzutheilen. Aber kaum hatte diese davon etwas vernommen, fing sie an, ihn darüber zu beruhigen und sagte: „Denke doch so etwas nicht! Sie wird sich irgendwo versteckt haben und kommt morgen gewiß wieder zum Vorschein!" So unterblieben weitere Nachforschungen. Erst am folgenden Morgen machten sich einige Männer auf den Weg, die Entflohengeglaubte zu suchen. Einer von ihnen kam wie zufällig zum Brunnen,*) schaute hinunter und sah sofort einen Leichnam auf dem Wasser schwimmen. Auf seinen Lärm eilten die Leute herbei und bald verbreitete sich die Kunde vom Vorgefallenen nach allen Seiten. Auch der Schulze (Dorfoberste) hörte davon, kam herbei und ließ dann die Leiche herausziehen. Es war die der vermißten Witwe. Es war Jedermann unzweifelhaft, daß sie sich in den Brunnen stürzte, um den Händen des Barbiers und ihrem traurigen Loose überhaupt zu entgehen.

---

*) In Indien sind die Brunnen meistens Cisternen.

III.

Wena.

Nachdem Jamunabai das Schicksal ihrer Nachbarin und Freundin vernommen hatte, stiegen ihr in Bezug auf sich selbst allerlei beunruhigende Gedanken und Ahnungen auf. Aber da sie wußte und glaubte, daß Alles in Gottes Hand steht, konnte sie die Sorgen wegen ihrer eigenen Zukunft niederkämpfen, überwinden und wieder fröhlich an ihre Arbeit gehen. Einige Monate nach dieser Begebenheit begleitete sie ihren Gatten auf einer Reise. Ihr Ziel sollte Dharwar sein. In einem Dorfe auf dem Wege dahin wollten sie im Hause einer Brahmanenfamilie nur übernachten; aber da ihr Knecht am Fieber erkrankte, wurden sie genöthigt, einige Rasttage zu machen. Im längern und nähern Zusammensein mit den Leuten des Hauses fand Jamunabai Gelegenheit, alle weiblichen Glieder desselben etwas näher kennen zu lernen; bald wußte sie die Namen der Einzelnen und nach wenigen Tagen stand sie in bester Freundschaft mit drei Mädchen des Hauses. Auch die Frauen und Mädchen der Nachbarschaft versammelten sich häufig um Jamunabai, unterredeten sich gern mit ihr und gewannen sie lieb. Doch letzterer entgieng es nicht, daß Eine nicht den hundertsten Theil von der Freude der Andern zu genießen bekam. In dem Brahmanen=

hause lebte nemlich auch noch ein weibliches Wesen von nicht ganz 20 Jahren. Auf ihrem Gesichte lag stets der Ausdruck tiefer Traurigkeit und Bekümmerniß und niemals spielte ein heiteres Lächeln darauf. Während das junge Volk sich munter und fröhlich zu bewegen pflegte, auch stets schöne Kleider und reichen Goldschmuck zur Schau trug, sah man diese Eine ohne allen Schmuck und immer im gleichen, geringen Kleide. Diese Eine war auch eine Witwe. Wenn Jamunabai von Jung und Alt umringt war, wagte dieselbe sich kaum herbei, und wenn sie je einmal ganz bescheiden und schüchtern hinter die Andern daherschlich und sich begnügte mit einem Plätzchen, von dem aus sie ein wenig mit ansehen konnte, was in dem um Jamunabai versammelten Kreis vorgieng, so ließ sich gleich eine barsche Stimme vernehmen: „Streich Dich, Du naseweise Wena!“ Im Augenblick war sie dann verschwunden. Das beachtete Jamunabai in aller Stille und wartete nur auf eine passende Gelegenheit, um sie allein sprechen und etwas Näheres von ihr erfahren zu können.

In der folgenden Woche fand ein Götzenfest statt, welches sämmtliche Hausbewohner veranlaßte, nach dem Frühstück auszugehen, um an demselben theilzunehmen. Nur Winajaka und Jamunabai blieben zurück. Während sie plaudernd beisammen saßen, ließ sich ein Geräusch vernehmen, das vermuthen ließ, es sei Jemand in der Nähe mit Kleiderwaschen beschäftigt. Auf ihre Frage: „Wer wird denn jetzt im Hof des Hauses etwas arbeiten, es ist ja Alles fort? Soll ich hingehen und nachsehen?“ erwiderte ihr Mann: „Es kann irgend Jemand sein!“ Da sagte sie: „Wäre es Jemand vom Hause, gut; aber es könnte auch ein Fremder durch das offene Thor hereingeschlichen sein und sich zu schaffen machen; ich will darum doch nachsehen!“ und eilte hinaus. Bald stand sie vor der Witwe, welche sie schon

längst gerne allein gesehen und gesprochen hätte, und redete sie also an: „Frau Wena! sind Sie denn nicht zum Fest gegangen?“

Wena (ängstlich und schüchtern um sich schauend) antwortete: „Warum reden Sie mich Unglückskind ‚Frau Wena‘ an? Ich bin ja Aller Magd!“

J.: „Sie dürfen mich nicht mißverstehen; es ist keine Spottrede. Ihre traurige Lage sagt mir, daß ich Sie lieben soll.“

W.: „Seit mein Mann nicht mehr lebt, geht es mir so.“

J.: „Ich bedaure sehr, daß mir bis jetzt keine Gelegenheit wurde, mit Ihnen allein zu sprechen. Wir wollen nun die jetzige um so besser dazu benützen.“

W.: „Frau! Da Sie so freundlich mit mir reden, bin ich gerne bereit, irgend etwas für Sie zu thun. Befehlen Sie nur!“

J.: „Davon ist ganz und gar keine Rede, daß Sie jetzt eine Arbeit für mich verrichten sollten. Ich bitte Sie nur, Ihre gegenwärtige Beschäftigung etliche Augenblicke liegen zu lassen und mir in's Haus zu folgen. Ich möchte so gerne etwas von Ihrer Lebensgeschichte vernehmen.“

W.: „Wie kann eine der Gangagöttin so ähnliche Ehefrau wie Sie an der Lebensgeschichte einer Verstoßenen Interesse haben und was nützt es Sie denn, etwas über mich zu wissen?“

Da aber Jamunabai wiederholt bat, beendigte Wena ihre Arbeit vollends schnell und Beide kehrten in das Haus zurück. Sie langte dann für Jamunabai eine Matte zum Sitzen, sie selbst aber ließ sich in etlicher Entfernung von ihr auf den Boden nieder. Unterdessen rannen Thränen aus ihren Augen, was die Jamunabai mit Mitleid erfüllte.

J.: „Wen haben Sie in diesem Hause?“

W.: „Seit mein Mann gestorben ist, habe ich Niemanden mehr und kein Mensch nennt mich sein eigen.“

J.: „Wo sind denn Ihre Eltern?“

W.: „Mein elterliches Haus ist sehr weit von hier weg, dort im Konkanalande. Meine Mutter lebt schon lange nicht mehr und mein Vater hat im Regierungsdienste von Ort zu Ort zu reisen. Als ich sechs Jahre alt war, fand meine Hochzeit statt. Und weil dann bald darauf meine Mutter starb, kam ich hieher zu einer Tante, die jetzt auch nicht mehr lebt. Diese liebte mich sehr und in ihrer Pflege bin ich aufgewachsen. Bei ihr vergaß ich meine Mutter bald. Aber noch nicht erwachsen kam ich in's Haus meiner Schwiegereltern. Mein Mann meinte es sehr gut mit mir und that mir zu lieb was er konnte. Wenn ich erkrankte, wurde er immer sehr bekümmert und besorgt. Einmal hatte ich einen Choleraanfall; da brachte er 3 Nächte wachend bei mir zu, reichte mir Arznei, sorgte für saubere und warme Bedeckung und ließ es an Nichts fehlen. O, wenn ich jener schönen Tage gedenke, erstirbt mir fast das Herz im Leibe vor Heimweh nach ihm! Wie ganz anders ist's jetzt! Wenn ich auch noch so krank und elend werde: Niemand bekümmert sich um mich, oder thut mir einen kleinen Dienst!"

J.: „Wie lange ist's denn, daß Ihr Mann gestorben?"

W.: „Seit mir das Ehezeichen abgenommen worden, mögen etwa sechs Jahre verstrichen sein."

J.: „Was ist denn dem Verstorbenen widerfahren?"

W.: „Niemand konnte seine Krankheit anfangs verstehen. Drei Monate lang verließ er sein Lager nicht. Täglich gegen Anbruch der Nacht wurde sein Körper bis an den Hals wie ein Sack aufgedunsen, so daß er nicht mehr reden, kaum noch athmen konnte. Endlich nach langem Leiden trat der unüberwindliche Tod ein."

Wena vermochte nicht weiter zu reden, der Schmerz schnürte ihr die Kehle zu und Thräne auf Thräne entglitt ihrem Angesicht.

J.: „Die Tage der Krankheit sind Ihnen wohl gar lang vorgekommen?“

W.: „O nein; nur selten hatte ich einen freien Augenblick. Ich hatte mehr zu thun, als in meinen Kräften stand. Nachdem ich täglich des Morgens sehr frühe aufgestanden und in kaltem Wasser gebadet hatte,*) mußte ich um den heiligen Baum (ficus religiosa) herumlaufen. Wenn ich dieß eine Stunde lang unausgesetzt gethan hatte, schwindelte es mir im Kopfe und ich mußte aufhören. Aber zwei Stunden nach Sonnenaufgang schickte man mich schon wieder, das Gleiche bei einem anderen heiligen Baume in der Nähe des Hanumanta-(Affengottes-) Tempels zu thun. Dort war ich dann der glühenden Sonne ausgesetzt**) und mein Kopf wurde in Folge davon sehr angegriffen. Wenn ich dann auch diesen Baum 108 Mal umkreist hatte und nach Hause kam, mußte ich Reis stoßen und reinigen und das Essen zubereiten. Auch wurde mir befohlen, Brod in Kuh-Urin***) zu essen; eine Woche lang war das jeden Abend mein Nachtessen. Obschon ich Alles, was mir vorgeschrieben und befohlen wurde, auf's pflichtgetreueste befolgte und ausübte, wurde es mit meinem Manne doch nicht besser. Schließlich sollte sich ein Astrolog nach seinem Stern erkundigen und da dieser angab, mein Mann stehe unter dem Einfluß des Mars, erhielt er reiche Geschenke und wurde gebeten, sein Möglichstes zu thun, um in dem Einfluß des Gestirns eine Aenderung und damit für den Kranken Genesung herbeizuführen. Aber die

*) Solches Baden gilt als Sünden wegwaschend, folglich auch als die Folgen von Sünden, wie Krankheit u. s. w. wegnehmend.

**) Diese heiligen Bäume, deren Umkreisen besonders für Frauen auch ein höchst verdienstliches Werk ist, bieten gewöhnlich nur geringen, oft gar keinen Schatten.

***) Alles, was von der Kuh kommt, die ja heilig gilt, wird als heilig und entsündigend betrachtet.

Krankheit spottete auch dieser Versuche! Keine Mühe und Arbeit ließ ich mich verdrießen und kein Opfer scheute ich, sondern ließ mir Alles gefallen, damit nur mein Mann wieder gesund würde. Am späten Abend, wenn ich etwas freie Zeit fand, setzte ich mich neben meinen kranken Mann; sein Athem war sehr beengt; wir blickten einander an, aber meist schweigend; sprach ich einige Worte, so konnte er nur mit größter Anstrengung antworten. Solche Tage voll Angst und Sorgen kamen und schwanden und auf meinem Herzen lag's zentnerschwer."

J.: „Und wie stellten sich denn nach dem Tode ihres Mannes die Verwandten?"

W.: „Fragen Sie darnach lieber nicht! Seit Sie sich in diesem Hause aufhalten, sehen Sie ja, was ich thun muß und wie ich behandelt werde. Anfangs ließ man mich allerdings, etwa einen Monat lang, in Ruhe; aber dann ging's los. Alle meine schönen Kleider nahm die Schwiegermutter in Beschlag, während der Schwiegervater meinen Schmuck in sein Juwelenkästchen einschloß. Alles Schöne und Kostbare mußte ich hergeben. Mit meinen bunten Kleidern schmückt sich jetzt meine Schwägerin. Mein Vater schenkte mir früher einmal eine prächtige Sandelholzkiste, in welcher ich meine Kostbarkeiten aufbewahrte; aber selbst diese ist verschwunden und in den Besitz eines andern Mädchens gerathen. Ich weinte, schrie und jammerte; allein niemand hatte ein Wort der Theilnahme oder des Trostes für mich. Wie soll und wie kann ich meinen damaligen Kummer schildern! Ich war wie ein Schaf in den Krallen des Tigers. Von allen Seiten wurde ich unaufhörlich beleidigt, gekränkt und verfolgt. Besonders wurde ich mit Arbeit überladen. Ich habe 5 Schwägerinnen. Wenn eine von ihnen auf Besuch in's Haus kommt, bleibt sie gewöhnlich 8 bis 10 Wochen hier. Drei von ihnen haben einige Knaben und

wenn diese auch noch mitkommen auf Besuch, ist vollends der Arbeit kein Ende. Neben Mahlen, Backen, Braten und Kochen für diese Gäste muß ich sie auch frisieren, ihnen Blumen in's Haar flechten, ihre Kleider waschen, das Wasser zum Baden für sie herbeitragen und thun, was es sonst noch Alles gibt. Bei Tische habe ich zu bedienen, die Gerichte aufzutragen, das Geschirr wegzunehmen und zu spülen. Selbst an Festtagen bekomme ich keinen guten Bissen, das Wenige, das man mir von Festessen zukommen läßt, gibt man mir erst, wenn es einige Tage herumgestanden, sauer und schlecht geworden ist. Wenn ich's dann nicht essen mag, treiben sie ihren Spott und sagen, ich stopfe mich so voll, daß ich nichts mehr hinunterbringe. Doch bis wohin soll ich meine Lebensgeschichte verfolgen und wie lange noch schildern! Niemand redet ein freundliches Wort mit mir. Bei der vielen Arbeit vergeht der Tag zwar ziemlich schnell, aber bis die Nacht kommt, bin ich todtmüde und dann falle ich ohnmächtig zur Erde und auf meinem harten Lager übermannt mich die Lebensüberdrüssigkeit und Selbstmordsgedanken hindern mich am Schlaf. Auch bei Tage, wenn ich einen Brunnen oder Teich sehe, möchte ich Erlösung darinnen suchen. Ach, wäre ich nie geboren! Möchte mein Dasein vernichtet und meine Hülle den Flammen *) übergeben werden!“

J.: „Ich bemitleide Sie von ganzem Herzen. Könnte ich Ihnen helfen, gewiß, ich würde es sogleich thun. Möge Gott Ihnen beistehen! Er allein besitzt die Kraft, Ruhe und Frieden zu geben. Er wird ja Herr der Herren- und Hülflosen, Vater der Waisen und Richter der Witwen genannt.“

W.: „Gott wird mir nichts Gutes mehr erweisen! Wenn er mir gnädig wäre, hätte er mich nicht so geführt! Mein

*) Die Hindus haben ja auch „Feuerbestattung.“ Doch Leichen von Heiligen werden nicht verbrannt, sondern beerdigt.

Schicksal ist nun einmal so! Den Namen meiner Eltern nicht zu beflecken, beuge ich mich unter mein Schicksal; sonst würde ich davon laufen, oder meinem Leben ein Ende machen."

J.: „Von solch schrecklichen Gedanken dürfen Sie Ihr Herz nicht in Beschlag nehmen lassen, denn das wäre eine große Sünde!"

W.: „Was nützt es mich aber, Sünde meiden und Verdienst erwerben wollen? Gott ist mir ja gram und feind! Was habe ich bei meinem Lebensüberdruß von längerem Leben?"

J.: „Ich bitte Sie, Frau, lassen Sie diese bösen Gedanken fahren!"

W.: „Was soll ich denn thun? Können Sie mir einen Ausweg zeigen?"

J.: „Würde es in meiner Macht stehen, Ihnen zu helfen, augenblicklich wäre ich dazu bereit. Aber was kann ich Fremde hier thun? Gott sei Ihnen gnädig und sehe Ihr Elend an und schenke Ihnen noch Tage der Freude und des Glücks! Aber warten Sie ein wenig, ich will etwas für Sie holen!"

W.: „Bitte, lassen Sie das! Was Sie mir auch geben würden, ich dürfte es doch nicht für mich behalten, meine Schwiegermutter würde es mir sofort abverlangen!"

„Ich werde es Ihnen sichern und zu diesem Zweck mit Ihren Schwiegereltern sprechen."

W.: „Aber wenn Sie mir etwas schenken, wo soll ich es aufbewahren? Wo steht mir eine verschließbare Kiste zur Verfügung? Und wo habe ich nur auch ein eigenes Zimmer? Welch' ein Dasein! Die Kühe haben doch wenigstens eine Krippe; aber ich kann auch nicht ein Fleckchen Platz mein eigen nennen!"

Jamunabai dachte bei sich selbst, wenn diese Arme von dem Jesu Christo hörte, von dem ich in der Missionsschule hörte,

könnte sie vielleicht neuen Muth fassen. Mit einem stillen Seufzer zu Ihm, dem gütigen Heiland und Welterlöser, fuhr sie fort: „Aeußerlich scheine ich der Hindureligion anzugehören; im Herzen jedoch glaube ich an eine andere, und ich bin davon überzeugt, daß diese wahr ist. Von dieser Religion will ich Ihnen Einiges mittheilen, darin Sie Trost finden dürften."

Nachdem sie ausgeredet hatte, entgegnete Wena: „Was Sie sagten, mag wahr sein; aber wenn es einen Gott gäbe, wie Sie jetzt von ihm gesprochen haben, wie könnte er es zugeben, daß ich so viel durchzumachen habe? Wo ist er denn?"

J.: „Er ist allezeit bei uns und er ruft allen Leidenden und Betrübten zu: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid: ich will euch erquicken! Diese Stimme ist doch recht süß, nicht wahr, Wena?"

W.: „Ja, Frau, er mag sehr gütig sein. Könnte ich ihn finden, vielleicht würde ich zu ihm gehen! Alle Hoffnung, in diesem Hause Ruhe zu finden, ist dahin. Wo ist denn Ihr Gott?"

J.: „Habe ich nicht gesagt, daß er auch hier sei?"

W.: „Was, er ist hier? Ich kann ihn ja nicht sehen! Zeigen Sie ihn mir und ich werde seine Füße umfassen! Befreien Sie mich! Frau! es ist mir, als sehe ich in Ihnen den wahren, lebendigen Gott vor mir; vor Ihnen falle ich nieder! Das Leben ist mir entleidet. Gestern hat mich mein Schwager so geschlagen, daß mein Leib noch ganz aufgeschwollen ist; da sehen Sie die Striemen und Wunden! Tödten Sie mich, oder lassen Sie mich leben: helfen Sie mir nur!"

J.: „Wena! Fassen Sie Muth und Glauben! Mit gläubigen Augen blicken Sie auf zu Gott! Er ist vollkommen gerecht. Sie leiden hier viel Schweres und Unrecht und es scheint, als könnte und möchte Sie Niemand wieder glücklich machen;

aber schauen Sie nach oben! Der große, allmächtige König des Himmels ist bei Ihnen! Vor ihm ist Alles offenbar. Er wird einst Jedem vergelten nach seinen Werken. Ihre traurige Vergangenheit und Alles um Sie herum erscheint Ihnen jetzt als eine große, fürchterliche Dunkelheit. Aber Sie können aus diesem Elend erlöst werden. Ich habe folgenden Spruch gelernt, den Gott zu Solchen geredet hat, die an ihn glauben: Wenn du durch's Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht ersäufen; und so du durch's Feuer gehst, sollst du nicht brennen und die Flamme soll dich nicht anzünden, denn ich bin bei dir, der Herr, dein Gott, der Heilige Israels, dein Heiland."

Wena konnte diese Worte nicht recht fassen; aber weil sie davon auch äußerliche Hülfe zu bekommen hoffte, hörte sie aufmerksam zu.

Ehe Winajaka und Jamunabai wieder aufbrachen, schenkte letztere der Wena etliche Kleidungsstücke und ersuchte auch dringend ihre Schwiegereltern, sie dieselben tragen zu lassen, was sie auch, wenngleich nicht gerne, ans Rücksicht auf Jamunabai versprachen.

IV.

Der Aufenthalt in Nagapura.

Nach ungefähr drei Tagen kam die kleine Reisekarawane in Nagapura an. Auch dort erwarb sich Jamunabai durch ihr anziehendes Wesen die Freundschaft vieler Frauen und Mädchen. Auch ihr Mann schloß dort Freundschaft mit dem Sohne eines Mahratten. Dieser junge Mann hatte früher auch eine Missionsschule besucht und war gut erzogen. Dieß trug viel dazu bei, daß die Ansichten Beider in manchen Dingen übereinstimmten. Als diese beiden Freunde eines Abends mit einander ausgegangen und wieder auf dem Heimwege begriffen waren, fuhr plötzlich eine Schlange vor ihren Füßen auf, was sie in großen Schrecken versetzte. Da ihnen jedwelche Waffe fehlte, dieselbe unschädlich zu machen, wichen sie abseits und schlugen einen Seitenweg ein. Daulatta Raja, so hieß der Freund, sagte dann zu Winajaka: „Wie gnädig sind wir diesen Abend behütet worden!“

W.: „Ja, guter Freund, Gott ist reich an Güte! In den heiligen Schriften der Christen steht geschrieben: Du wirst ohne Furcht sein vor den plötzlichen Schrecken der Nacht! So hat Gott auch heute über uns gewacht. Ach, wenn wir sterben müßten, was für ein Loos würde unsere Frauen treffen! Wenn meine Frau in diesem fremden Lande Witwe geworden wäre, wer hätte die arme Seele trösten können und wollen?“

D.: „Wenn ich vor meiner Frau stürbe, müßte sie sich ebenfalls die schreckliche Behandlung einer Witwe gefallen lassen.“

W.: „Wie, ist denn im Mahrattalande die Wiederverheirathung der Witwen auch verboten?“

D.: „Unter armen Leuten geringer Kaste kommt sie freilich vor; aber wohlhabende und vornehme Familien ahmen die Sitten der Brahmanen nach.“

W.: „Welche Thorheit! Wann werden doch den Leuten die Augen aufgehen! Sie halten es für ein besonderes Verdienst, die Gebräuche und allen Unsinn der Brahmanen nachzumachen; aber wenn man die Geschichten näher ansieht, sieht man nur Unheil daraus kommen!“

D.: „Daran zweifle ich auch nicht. Vor einigen Tagen wurde in einer großen Versammlung unserer Kastenleute eine Geschichte verhandelt, welche in vielen Familien dichten Staub aufgeworfen hat. Die Ursache derselben ist auch nichts Anderes, als das Verbot der Witwenverheirathung. Ich schäme mich, von den liederlichen Geschichten, welche dieses Verbot im Gefolge hat, eingehender zu reden. Wie vielerlei und viele Verbrechen, Mord und Selbstmord unter solchen Umständen vorkommen, ist nur dem Allwissenden bekannt. Wenn dann und wann etwas an's Tageslicht dringen will, wird es gewöhnlich aus Rücksicht auf die Ehre der ganzen Kaste mit allen möglichen Mitteln unterdrückt.“

Unterdessen waren die beiden Freunde in die Nähe ihrer Wohnungen gelangt und mußten sich darum von einander trennen. Aber je mehr Winajaka über die Lage der Witwen hörte und nachdachte, desto besorgter wurde er wegen Jamunabai, seiner geliebten Frau.

V.

Dschoischjalu.

Im weiteren Verlauf ihrer Reise gelangten Winajaka und Jamunabai in ein Dorf, wo sie wieder im Hause des Schulzen abstiegen. Während sie nach dem Mittagessen sich über ihre Weiterreise besprachen und beriethen, kam der Knecht mit etwas Brennholz vom Markte zurück. Da ließ sich eine laute, hellklingende Stimme vernehmen: „Großer Krischna! Großer Gott! Ich bitte um ein Almosen. Ich bin eine arme Brahmanenfrau. Der Mittag ist schon vorüber und ich habe heute noch nichts gegessen! O Rama! Rama!“ *)

Jamunabai sah aus dem Innern des Zimmers eine Witwe mit einem Gefäß in der Hand vor der Thüre stehen. Die Witwe, welche ihren Blick ganz nur auf das in der Nähe der Thüre liegende Brennholz gerichtet hatte, bemerkte sie aber nicht, sondern machte sich weiter an den Knecht Winajaka's mit den Worten: „Du machst Dich eines großen Verdienstes theilhaftig, wenn Du mir ein Stück von diesem Holz gibst. Ich bin eine Arme! Da sieh, es hat mir Jemand etwas Reis gegeben. Wenn Du mir nun Holz gibst, so will ich ihn kochen und essen

---

*) Indische Bettler pflegen häufig mit Anrufungen des einen oder andern ihrer Götter die Bitte um ein Almosen zu beginnen und zu schließen.

und Dich dann segnen! Was man Brahmanen gibt, ist nicht umsonst gegeben: der Gott im heiligen Benares wird es Dir reichlich lohnen!"

Durch diese Bitte bewogen, ergriff Ganu, so hieß der Knecht, ein Stück Holz und warf es vor die Bittende hin. Die Dschoischjalu, wie sie sich nannte, entgegnete aber: „Es ist ja unrein! Wie darf ich nehmen, was Deine Hand berührt hat! Ich als Brahmanin darf dieses Stück Holz nicht an den Ort tragen, wo heiliges Essen bereitet wird. Wenn Du es erlaubst, will ich mir selber ein Stück nehmen!" Damit näherte sie sich dem Holzhäuflein und wie sie gerade im Begriff war, das größte Holzstück zu ergreifen, schrie der Fuhrmann, der in der Nähe des Holzes mit Reinigen des Futters für seine Ochsen beschäftigt war, laut und ärgerlich: „Was hast Du da verloren? Mach', daß Du fortkommst, Du Scheusal! Das Land ist voll solcher liederlichen Brahmanenwitwen!"

Ganu antwortete: „Laß sie doch! Ein Stück Holz macht unsere Herrschaft ja nicht arm!"

Der Knecht: „Nein! Wirklich Armen und Bedürftigen soll man geben; aber diese Sorte sollte man nicht unterstützen! Sie füttern sich von Almosen, führen dabei ein schlechtes Leben und wenn sie unser Einem auf der Straße begegnen, rufen sie schon von weitem: ‚Weg! Komm mir nicht zu nahe! Ich bin rein!‘ Meine Frau war einmal am Fluß, um Kleider zu waschen. Ziemlich weit oberhalb von ihr badete ein solches Weibsbild. Nicht ein einzig Wasser- oder Erdstäubchen konnte sie von meiner Frau her erreichen und doch fieng sie an, sie zu beschimpfen und auszuzanken. Aber was geschah? Kaum 15 Tage später verhaftete die Polizei ihre Schwester, auch eine Witwe, weil sie der Fruchtabtreibung verdächtig geworden war. Solch saubere Geschöpfe sind diese Brahmanenwitwen!"

„Ich bin aber keine dieser Art,“ fiel Dschoischjalu ein; „wenn eine Witwe einmal fällt, verlästert man gleich alle. Warum muß ich von Almosen leben? Weil mein Schwager mich so unbarmherzig und ungerecht behandelte! Hätte ich meinen Mann noch, so wäre ich im Stande, Andere zu nähren und zu kleiden. Aber das ist mein Schicksal!“

Jamunabai, welche unbemerkt hinter der Thüre das ganze Gespräch zwischen den beiden Knechten und der Armen mit angehört hatte, trat nun heraus, tadelte den Fuhrmann und sagte zu der Witwe: „Frau! woher kommen Sie? Ist Ihre Heimath hier?“

D.: „Nein, Frau! Ich bat diesen Knecht nur um ein Stück Holz, deßhalb schimpfte er mich aus. Ich bin von Widschajapur. Mein Brod suchend ziehe ich im Lande herum.“

J.: „Lebt denn niemand mehr aus Ihrer Familie?“

D.: „Meine Familie war eine sehr angesehene und geachtete. Auch jetzt noch führen mein Schwager und dessen Frau ein großartiges Hauswesen.“

J.: „Warum wohnen Sie nicht bei diesem Schwager?“

D.: „O Frau! was soll ich Ihnen Alles erzählen? Als mein Mann am Sterben war, vermachte er mir das Haus nebst einem Stück Feld, das jährlich etwa 15 Malter Reis Ertrag liefert; allein mein Schwager nahm mir Alles weg. Als ich ihn dann gerichtlich belangen wollte, nahm sich auch kein Mensch meiner an. Schreiber und Advokaten verlangten viel Geld von mir. Ich bat sie fußfällig, mir doch zu meinem Recht behilflich sein zu wollen; aber ich fand kein Gehör. Endlich verkaufte ich noch das Letzte, das ich hatte, und vertheilte den Erlös unter die Gerichtsangestellten; aber auch das hatte keine Wirkung, weil mein Schwager sie alle tüchtig bestochen hatte. Zuletzt vertrieb er mich und seither lebe ich vom Bettel.“

J.: „Wie gut, wenn sie sich hätten wieder verheirathen können! Dann wäre es doch ganz anders!“

D.: „Was sagen Sie, Frau! Ich bin ja eine Brahmanin, kein Schudraweib! Bei uns Brahmanen darf eine Witwe sich nicht wieder verheirathen!“

J.: „Aber jetzt spricht man doch davon, die Wiederverheirathung der Witwen einzuführen!“

D.: „Das thut die englische Regierung! Wie sind die Brahmanen nicht herunter gekommen! Mit der Frömmigkeit ist's aus in diesem Zeitalter! Die Beschützer und Ernährer der Brahmanen existiren nicht mehr! So sind wir genöthigt, unser Leben vom Bettel zu fristen. Aber ‚Bettelbrod ist heilig‘, heißt es in den Schastras.*) Um das Leben zu erhalten, muß man gut essen, wenig arbeiten und fleißig wallfahrten. Dieß war in früheren Zeiten ein großes Verdienst. Den Vorschriften der Schastras gemäß sollte man den Gott im heil. Benares wenigstens Ein Mal besuchen und den Leib bezähmen, um nach diesem Leben nicht wieder als Mensch geboren zu werden.“

Jamunabai staunte ganz über diese Aeußerungen der Witwe. Um noch mehr von ihr zu hören, entgegnete sie: „Weil die Witwen nicht heirathen dürfen, gerathen sie leicht in allerlei Schande und Laster. Auch der Bettel ist nichts Gutes. Die Wiederverheirathung der Witwen wäre doch eine allgemeine Wohlthat!“

D.: „Welcher Kaste gehören Sie denn an? Sie scheinen doch eine Brahmanenfrau zu sein; aber Ihre Rede steht damit ja gar nicht im Einklang? Weil die jetzige Regierung die Witwenverbrennung abgeschafft hat, geschieht sehr viel Böses und Schlechtes. Früher durfte die Frau ihren Mann in's

---

*) Schastras sind die Religions- und Sittenschriften der Hindus.

Jenseits begleiten; da blieb sie vor solchem Elend bewahrt! Es gereicht den Brahmanen zu großem Verdienst, ganz von Almosen und Geschenken zu leben; aber weil die Leute in diesem argen Zeitalter nicht mehr viel geben, bringt auch die Erde keine reichen Ernten mehr hervor. Die Königin gibt den Frauen so viel Freiheit, daß nichts dieselben hindert, ein schlechtes Leben zu führen. Im Peschawailande (im Mahrattalande) bestrafte man früher gefallene Witwen damit, daß man sie auf glühende Metallplatten stellte! Jetzt aber ist Alles ganz anders geworden!"

Als Jamunabai vor Verwunderung über diese Logik nicht alsbald etwas zu entgegnen wußte, fuhr Dschoischjalu weiter: „Nun, Frau, wenn Sie etwas haben, so geben Sie mir zu essen! Seit vier Tagen habe ich täglich nur ein wenig rohen Reis mit Salz gegessen. Jetzt ist es Nachmittag und ich bin sehr hungrig. Wenn ich auch bei dieser Hitze auf den Bazar gehe, wird mir niemand etwas geben."

Jamunabai erfüllte diese Bitte und brachte ihr etwas zu essen. Darauf sagte die Witwe: „Nun geben Sie mir auch noch ein wenig Geld, dann erwerben Sie sich so viel Verdienst, wie wenn sie eine Wallfahrt nach Benares gemacht hätten!"

Jamunabai erwiderte: „Um Verdienstes willen thue ich das nicht! Die Hungrigen zu speisen ist unsere Pflicht. Aber glauben dürfen Sie auch nicht, daß Sie mir als eine besonders heilige Person erscheinen!"

D.: „Gut, wie Sie wollen! Sie haben mir das Mittagessen gegeben. Gott vergelte Ihnen diese Wohlthat!" Damit entfernte sie sich.

Winajaka, der das Gespräch auch gehört hatte, sagte dann zu seiner Frau: „Wie oft begegnet man doch solchen Witwen!"

J.: „Eine solche habe ich bis heute nicht getroffen! Ich

dachte mir immer, Alle würden der Wiederverheirathung beistimmen."

W.: „O nein, gewiß nicht! Es gibt zwar genug solcher, die sich gerne wieder verehelichen würden, aber wenn vor ihnen davon gesprochen wird, thun sie recht entrüstet darüber! Es ist schwer, die Leute zu belehren: sie lieben eben das alte Wesen! Das Verfahren der Regierung erscheint ihnen wahrhaft gottlos. Daß keine Witwe mehr lebendig mit der Leiche ihres Mannes verbrannt, in den Ganges keine Kinder geworfen werden dürfen, sowie daß man unter den Rädern der Götzenwagen u. s. w. nicht selber den Tod suchen soll, ist ihnen ganz unbegreiflich!"

Unterdessen hatten auch die Knechte gespeist und etwas ausgeruht. Als der Fuhrmann dann nach seinen Pfleglingen gesehen und gefunden hatte, daß sie ihr Futter aufgefressen, tränkte er sie noch und rief dann seinem Gefährten zu: „Gann, steh auf! Es ist schon spät geworden, wir kommen heute kaum vollends nach Satara! Der Mond scheint heute Abend nicht, da wird es bald dunkel und dem Wagen könnte leicht ein Unfall begegnen."

Als der Wagen dann wieder bepackt und Winajaka mit seiner Frau aufgesessen war, schwang sich auch der Fuhrmann vorne hinauf und unter seinen Zurufen liefen die lebhaften, muthigen Ochsen munter voran. Doch wurde es Abends 10 Uhr, bis sie Satara erreichten.

VI.

Die Versammlung.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft in Satara erhielt Winajaka einen Brief von einem Freunde in Bangalur. Derselbe enthielt auch eine Geschichte von einer Witwe, welche ihn sehr traurig stimmte. Er gab ihn auch seiner Frau und nachdem sie ihn gelesen hatte, sagte sie zu ihrem Gatten: „Ich hörte gestern, daß im Hause unseres Gastherrn nächstens die Namengebungsfeierlichkeit aus Anlaß der Geburt seines Söhnleins sehr großartig stattfinden werde; es seien viele angesehene Herren dazu eingeladen. Da gäbe es eine passende Gelegenheit, diesen Brief vorzulesen und damit eine Besprechung über die Witwen und ihre Wiederverheirathung zu veranlassen. Wenn die Herren, welche da zusammenkommen werden, der Sache gewogen würden, könnte in dieser Stadt ein guter Anfang der Sache zu Stande kommen.“

Das Haus, in welchem Winajaka mit seiner Frau logirte, war Eigenthum des Actuars beim englischen Regierungsbevollmächtigten in Satara. Früher hatte Winajaka dieselbe Schule mit ihm besucht und so kannten sich die Beiden schon länger. Geraume Zeit war verstrichen, seit sie sich gesehen hatten und ihre Gesinnungen waren mittlerweile auch andere geworden.

Dschagannatha Raja, so hieß der Actuar, hatte sich in der Schule etliche Kenntnisse angeeignet, aber durchaus nicht aus-

gezeichnet; er, der Sohn eines angesehenen Mannes, hatte auch, seiner Meinung nach, fleißiges und umfassendes Studium gar nicht so nöthig. So flüchtig und oberflächlich als nur möglich entledigte er sich seiner Schulaufgaben. Sogar sein Vater hielt ihn von fleißigerem Studiren eher ab, als dazu an. Derselbe nahm nemlich seinen Herrn Sohn stets mit sich zu Besuchen bei großthuerischen Verwandten und Freunden, zu Mahlzeiten, Tanz und Spiel und anderen ähnlichen Vergnügungen und Zerstreuungen. Die väterlichen Ermahnungen und weisen Rathschläge, die er ihm gelegentlich ertheilte, waren ungefähr folgenden Inhalts: Du mußt nur so viel lernen, als der Lehrer gerade von Dir fordert. Wenn Du nur die Prüfungen bestehen kannst, ist der ganze Zweck des Studiums erreicht. Wenn Du es in der englischen Sprache so weit bringst, daß Du lesen, die Bedeutung der vorkommenden Wörter verstehen, schreiben und auch darin conversiren kannst, dann ist alles recht. Wir haben viel Umgang mit Beamteten und anderen angesehenen Leuten; da ist die Hauptsache, daß Du Dich mit dem nöthigen Anstand und gehöriger Gewandtheit zu benehmen weißt. Aber befreunde Dich nicht näher mit Jemand, der sich über die Ueberlieferungen unserer Väter wegsetzt. Laß Dich überhaupt mit keinen Neuerungen ein und siehe darauf, daß unser und unserer Großväter Name mit Ehren genannt wird!

Nach solchen Grundsätzen war Dschagannatha Raja erzogen worden. So war es auch nicht zu verwundern, daß er nach Absolvirung der Schule alles Studium an den Nagel hängte und nur an Solchem sich betheiligte, wobei er sich mit und vor Andern breit machen und sehen lassen konnte. Engländern gegenüber spielte er jedoch immer den Aufgeklärten, der für Reformen, Neuerungen, Schritte der Regierung u. dergl. sowohl richtiges Verständniß, als warmes Interesse besitzt. Besonders

nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Bombay nach Satara zurückgekehrt, legte er es darauf an, sich beim Collector und andern englischen und eingebornen höheren Beamten einzuschmeicheln und in Gunst zu setzen. Unter solchen Umständen konnte Winajaka wenig oder keine Hoffnung hegen, an ihm für den



Indische Beamte.

Vorschlag seiner Frau eine gute Stütze zu finden. Dessen ungeachtet entschloß er sich dazu, den Brief in der Versammlung vorzulesen und der Witwen Sache zur Sprache zu bringen.

Am Abend des zur Namengebung bestimmten Tages versammelte sich vor Sonnenuntergang eine Musikbande vor dem Hause Dschagannatha Raja's, die dort ihre Kunst vernehmen

ließ. Im Verlauf einer halben Stunde kamen dann auch die Priester, Brahmanen und andere geladene Honoratioren der Stadt nach einander angerückt.

Nachdem die Geladenen alle angekommen waren, setzte sich der Hausherr zu den Brahmanen, die dann das Ceremoniell der Handlung vornahmen. Nachher wurden die Gäste alle mit verschiedenem Backwerk und Früchten regalirt und Betelnuß und Blumenkränze unter sie ausgetheilt und schließlich wurde auch nicht unterlassen, sie alle mit Rosenwasser und anderen wohlriechenden Flüssigkeiten auf's Reichlichste zu besprengen. In gehobenster Stimmung und einer Heiterkeit, welche nichts zu wünschen übrig ließ, saß Alles beisammen und wartete nur noch auf die Erscheinung einer Tempeldirne, welche Dschagannatha Raja für den Abend bestellt hatte, daß sie seine Gäste mit ihrem Tanz belustige. Allein Winajaka, der an derartiger Belustigung kein Vergnügen fand, verhinderte ihr Kommen, indem er ihr in aller Stille ein Trinkgeld zukommen ließ mit der Bemerkung, man verzichte auf ihre Dienste. Selbigen Tages war eine nahe Verwandte derselben gestorben und so nahmen Dschagannatha Raja und seine Gäste ohne weitere Nachforschung eben an, dieß sei der Grund ihres Wegbleibens. Die Gesellschaft redete dann davon, eine andere Dirne kommen zu lassen; aber da sich herausstellte, daß es keine weitere gebe, welche der Nichterschienenen an Ansehen gleich käme, und die Gesellschaft es unter ihrer Würde fand, sich mit einer weniger angesehenen zu begnügen, wurde Abstand davon genommen, was dem Winajaka als eine gute Vorbedeutung für sein Vorhaben vorkam und ihn zu demselben nicht wenig ermunterte.

Nachdem ein gut Theil der zu erwartenden Bewirthung vorüber war, legte Gowinda Schastri seinen schneeweißen Ueberwurf über seine Kniee, griff nach seiner Tabaksdose und bot

seinen nächsten Nebensitzern, dem Oberamtmann Raghappanatha und dem Schriftgelehrten Krischna Schastri, eine Prise an mit den Worten: „Es gibt doch kein größeres Glück, als die Geburt eines Sohnes, und keinen schöneren Festtag, als den Geburtstag eines solchen!“ *)

Krischna Schastri nickte Beifall, recitirte einen Sanskritvers und wandte sich dann an Wischwambhara Bhatta mit der Frage, wie er den angeführten Vers erkläre. Dieser kratzte sich etwas verlegen hinter dem Ohr, wischte an seiner Nase herum, geberdete sich, als ob er in tiefes Nachdenken versinken wollte und murmelte schließlich anstatt der Antwort einen andern Sanskritvers her. Der Oberamtmann hatte das Gesprochene nicht verstanden und bat um die Erklärung, worauf Gowinda Schastri das Wort ergriff und sagte: „Die Bedeutung ist folgende: ‚Durch einen Sohn bekommt der Vater Macht über alle Menschen, durch einen Sohnessohn wird er unsterblich und durch einen Urenkel bekommt er Antheil an der Sonnenwelt! Das ist der Gewinn, den die Geburt eines Sohnes enthält‘!“

In der zweiten Reihe saßen etliche Bettelbrahmanen. Von diesen erhob sich einer und rief aus: „Heute hat unser Herr Dschagannatha Raja wieder ein gutes Werk gethan. Er hat uns herrlich bewirthet und reichlich beschenkt! Gegenwärtige ehrwürdige Versammlung ist der sprechendste Beweis davon, was für ein höchst verdienstvoller Mann er ist. Solche edle Wohlthäter sind in jetziger Zeit so rar, wie weiße Elephanten!“ Ein Zweiter aus der gleichen Reihe fuhr weiter: „Ja, Herr, Sie reden die volle Wahrheit! Dieser heutige festliche Anlaß ist ein wahrhaft himmlisches Fest! Wie der Wohlgeruch des San-

*) Ein Brahmane muß einen eigenen oder wenigstens Adoptiv-Sohn haben, der die Leichenbestattung und Todtenopfer für ihn besorgt, sonst kann er nach dem Tode keinen guten Ort erlangen.

delholzes, so verbreitet sich der Ruhm unseres wohlgeborenen Gastgebers nach allen Seiten! Und welch' ausgezeichnete Frau er besitzt! Wie wohlthätig sie ist! Sie ist eine wahre Perle!" Ein Dritter äußerte: „In einem rechten Hauswesen muß es folgendermaßen stehen: ‚Ueber solchem Hause darf der Glücksstern nicht verschwinden; die Kinder müssen gescheit sein; die Frau muß lieblich reden; Wohlthätigkeitssinn muß gepflegt werden; der Mann darf nur seine eigene Frau lieben; die Dienstboten müssen gehorsam sein; im Hause darf nur mit Guten Verkehr stattfinden; täglich muß Gastfreundschaft und Gottesdienst geübt werden. Wo das Alles sich findet, da sind Familienfeste äußerst glückliche Zeiten'. Und das eben ist im Hause unseres Gastherrn der Fall. Er ist unstreitig ein göttlicher Mensch!"

Obwohl Dschagannatha Raja ganz wohl wußte, daß viel von dem gespendeten Lobe nur leere Schmeicheleien waren, fand doch sein Hochmuth und Selbstbewußtsein reiche Nahrung darinnen. Es konnte selbst seinen Gästen nicht entgehen, wie wohl ihm ihre Lobreden thaten; deßhalb machte sich noch ein Weiterer daran, ihm Weihrauch zu streuen, indem er gegen Winajaka bemerkte: „Wäre unserem hochverehrten und hochwohlgeborenen Freunde Dschagannatha Raja ein Mädchen geboren, so hätte es keinen solchen Freudentag gegeben; aber das ist die Folge seiner Verdienste!"

Als Winajaka entgegnete: „Töchter sind auch wie Söhne eine Gabe Gottes und was Gott gibt, sollen wir mit Dank und Freude annehmen!" erwiderte jener: „Was Sie sagen, ist freilich wahr; aber ein Sohn ist eben doch etwas anderes! Ein Mädchen verursacht viel Kummer und Sorgen. Des Weibes Stellung ist eine sehr untergeordnete und nichts Gutes kommt von ihm. In unseren Schastras heißt es irgendwo: ‚Die Untugenden des Weibes sind: Lügen, sich in Dinge mischen, welche

es nichts angehen, Heuchelei, Verstellungskunst, Dummheit, Mangel an gesundem Urtheil, Lüsternheit und Widerspenstigkeit'!"

Winajaka: „Das Gesagte entspricht der Wahrheit nicht ganz! Es widerspricht der göttlichen Ordnung, wenn wir die Frauen als niedrigere und schlechtere Geschöpfe betrachten; sie sind im Allgemeinen nicht schlechter als die Männer. Der Grund, warum unsere Frauen und Mädchen dümmer und ungebildeter sind als das männliche Geschlecht, liegt darin, daß man sie seit Jahrtausenden in Unwissenheit und Knechtschaft gehalten und ihnen keine Freiheit und Gelegenheit zur Bildung geboten hat!"

Darauf wandte sich Jener gegen Dschagannatha Raja und sagte: „Was meinen Sie zu dem, was Ihr Freund soeben gesprochen hat? Wenn man den Frauen Freiheit gäbe, würden sie ja den Männern gleich gestellt werden! Das geht aber doch nicht an!?"

Dschagannatha Raja: „Winajaka mag in gewisser Beziehung Recht haben. Es gibt in neuerer Zeit Manche, welche in dieser Sache denken und reden wie er. Doch das steht allerdings zu befürchten, daß Emancipation der Frauen, wie die Europäer das Ding heißen, Ueberhebung derselben über die Männer zur Folge haben könnte, wozu meiner Ansicht nach kein Mann die Hand irgenwie bieten sollte!"

Nachdem in ähnlicher Weise noch länger hin und her geredet worden war, gelang es Winajaka schließlich, sich die Zustimmung der Anwesenden zur Vorlesung des oben erwähnten Briefes zu erwirken. Letztere veranlaßte dann eine längere, recht lebhafte Debatte für und wider die Witwenverheirathung, welche ihren Abschluß fand in dem Beschlusse, die Sache in einer späteren Versammlung noch weiter zu verhandeln und dann zur Abstimmung kommen zu lassen.

VII.

Jamunabai wird Witwe.

Jamunabai konnte es kaum erwarten, bis sie von ihrem Manne den Verlauf und das Resultat der stattgehabten Verhandlung erfragen konnte. Als sie dann aber vernahm, welcher Beschluß schließlich gefaßt worden und sich sagen mußte, daß das viele Reden und Debattiren bei der Versammlung eigentlich ganz resultatlos gewesen sei, konnte sie sich einer Anwandlung von Aerger nicht erwehren, der ihr die spöttische Aeußerung entlockte: „Unwillkürlich muß ich an die Fabel von den Mäusen denken!*) Es scheint mir, eure Verhandlung sei für die Welt gerade so folgenreich und epochemachend gewesen, als die jener Mäuse, welche den Beschluß faßten, daß der Katze eine Glocke an den Hals gehängt werden müsse, damit man sie auch kommen höre; aber als es sich darum handelte, welche von ihnen das Werk ausführen solle, wollte sich keine dazu hergeben! Die Regierung macht Anstrengungen und Auslagen zur Bildung und Hebung aller Klassen und Geschlechter der Landesbevölkerung. Aber was erntet sie von Allem? Sie will auch die Lage der Witwen verbessern; aber sie konnte nur die Verbrennung der Witwen verbieten und zu ihrer

---

*) Uebersetzungen von Aesop's Fabeln sind in indischen Regierungs- und Missionsschulen mannigfach gebraucht.

Wiederverheirathung Erlaubniß geben; das Weitere solltet nun ihr Männer thun! Aber ihr bringt es nur zu langen und vielen Reden!“

Winajaka mußte seiner Frau vollständig Recht geben; doch trug er die Ueberzeugung in sich, seinerseits gethan zu haben, was in seinen Kräften stand.

Später verabschiedeten sie sich von ihrem Gastfreunde und machten sich wieder auf den Weg. In der Nähe eines gewissen Dorfes angelangt, ging der Knecht in dasselbe voraus, um für seine Herrschaft ein Absteigequartier ausfindig zu machen. Während seiner Abwesenheit ließ der Fuhrmann den Wagen stehen und begab sich zu einem nahen Brunnen, seinen Durst zu löschen. Die Ochsen zu halten stellte sich ein Junge, der als eine Art Laufbube auch bei Winajaka in Diensten stand, vor dieselben hin; da aber die Sonne glühend heiß herniederschien, reichte ihm Winajaka einen Sonnenschirm aus dem Wagen heraus. Als der Junge etwas hastig zugriff und den Schirm vor den Augen der Stiere öffnete, wurden sie scheu, sprangen auf die Seite und warfen den Wagen über die Straße in einen Graben hinunter. Winajaka, der mit seiner Frau noch im Wagen saß, bekam beim Sturz des Wagens einen derben Schlag oder Stoß auf eine Hüfte. Der hintere Theil des Wagens, wo Jamunabai saß, fiel in weichen Sand, und so trug sie keinen Schaden, nicht einmal einen erwähnenswerthen Schmerz davon. Glücklicherweise kamen die beiden weggegangenen Dienstboten schnell mit einander herbeigeeilt, hoben zuerst ihren Herrn heraus und setzten ihn an den Rand der Straße und zogen dann auch mit Hilfe etlicher herbeigerufenen Leute den Wagen aus dem Graben. Was durch den Sturz am Wagen beschädigt worden war, das konnte von einem Schreiner ohne längeren Verzug wieder reparirt werden. Aber Winajaka mußte in die gefundene Herberge



Indischer Ochsenwagen.

getragen werden, da der Schmerz ihm das Gehen nicht erlauben wollte. Es war ein großes Glück, daß Jamunabai so gut davongekommen war, so konnte sie doch ihrem Mann, der sich bald in einer bedauernswerthen Lage befand, die nöthige Pflege angedeihen lassen, der sie sich denn auch von ganzem Herzen, aber nicht ohne große Bekümmerniß und Befürchtung widmete. Zentnerschwer warf sich bald die Sorge um den geliebten Gatten auf ihr Herz. Von Außen konnte man an der Hüfte keine besondere Verletzung wahrnehmen; nichts desto weniger traten bald heftige Schmerzen ein, die immer noch stiegen. Weil an dem Orte, in dem sie sich befanden, kein Arzt zu bekommen war, wurde Winajaka auf ein gutes Tragbett gelegt und in die nicht mehr ferne Heimath getragen. Zu Hause suchte man dem Uebel mit vielerlei Mitteln entgegenzutreten; aber alle Heilungsversuche blieben erfolglos, worüber auch Winajaka's Eltern in große Besorgniß geriethen. Und als sie vollends die Gefahr um das Leben des einzigen Sohnes vor Augen sahen, geriethen sie fast in Verzweiflung. Am bemitleidenswerthesten aber war Jamunabai. Mit welcher Liebe war sie mit ihrem Manne verbunden! Nie waren sie uneins gewesen, oder hatte eines das andere betrübt: Beide hatten eine verhältnißmäßig gute Erziehung genossen und ihre Kenntnisse und Anschauungen entsprachen einander ganz wohlthuend. Auch um ihr Seelenheil waren sie Beide gleich besorgt. Jamunabai hatte von jeher ein seltenes Verständniß für religiöse Dinge besessen und durch ihre natürliche Freundlichkeit und ihr anmuthiges Wesen vermochte sie auch den Sinn ihres Mannes mehr und mehr auf dieses Gebiet zu lenken. Beide glaubten an den Einen, wahrhaften Gott, Schöpfer und Herr Himmels und der Erde. Selbst auf den Erlöser der Welt, Jesum Christum, war ihr Blick und Glaube hingerichtet worden und sie hatten auch schon mehr als einmal

mit einander darüber gesprochen, ob sie ihren bis dahin verborgen gehaltenen Glauben an Gott in Christo Jesu in der christlichen Taufe nicht auch öffentlich bekennen sollten. Dieser Glaube allein war es auch, was ihnen die Kraft verlieh, ihr Leid geduldig und ohne Murren zu tragen. Jamunabai wich Tag und Nacht nicht vom Lager ihres Mannes; sie versäumte nicht nur nichts in seiner Pflege, sondern tröstete und beruhigte ihn auch, wenn er sich bekümmert und geängstigt äußerte, was ihr gegen sein Ende am besten noch mit Vorlesen aus der Bibel gelang. Psalm 71 und Joh. 14, 1—10 machten nicht nur auf ihn, sondern auf sie selber auch einen tiefen Eindruck und erfüllten Beide mit Glaubensmuth und dem, was der Apostel Petrus „lebendige Hoffnung" heißt. Trotz der besten Pflege aber und Anwendung aller möglichen Mittel trat das Ende ein. Unter dem Ruf: „Herr Jesu, nimm mich gnädig auf!" verschied er in den Armen seiner treuen und geliebten Jamunabai.

VIII.

In Trübsal.

Wie schon während der Krankheit, so zeigte Jamunabai auch nach dem Tode ihres Mannes stille Gottergebenheit und Geduld, worüber sich Alle im Hause nicht wenig verwunderten. Sie heulte und lamentirte nicht wie andere Frauen in gleicher Lage, und murrte auch nicht gegen Gott. Dennoch war ihr Schmerz tiefer und ihre Trauer größer, als die aller Angehörigen ihres Mannes; aber sie hoffte und traute auf die Hilfe Gottes. Am liebsten war sie allein in einem einsamen Zimmer, wo sie sich am besten in Gott fassen und stärken konnte.

Nachdem die ersten Trauertage verstrichen waren, beschäftigte sich die Familie mit allerlei Gedanken und Plänen in Betreff der Zukunft der Witwe ihres Hauses. Jamunabai's Gesinnung war den Schwiegereltern längst bekannt und ein Dorn im Auge. Nachdem sie ihren irdischen Schutz und Halt verloren hatte, dachten dieselben sie ganz in ihrer Gewalt.

Winajaka hatte einmal während seiner Krankheit mit seinem Vater geredet und den Wunsch ausgesprochen, Jamunabai solle nicht behandelt werden, wie die grausame Sitte es erheische. Deßhalb schwieg auch Jedermann davon, als seine Leiche auf den Verbrennungsplatz getragen wurde. Aber länger als zwei

Monate konnte die Schwiegermutter es nicht beim Alten lassen; sie fing nun an, ihrer Schwiegertochter es zu fühlen zu geben, daß sie eine Witwe geworden: sie lud derselben schwere Arbeit auf und wenn ihr an derselben irgend etwas nicht gefallen wollte, zankte sie sie nicht wenig aus. Auch die übrigen Hausgenossen wurden von ihr gegen Jamunabai bearbeitet und aufgehetzt. Aber mit bewunderungswürdiger Geduld ließ letztere Alles über sich ergehen.

Später ereignete sich folgender Vorgang: Der Hauspriester, Schiwa Bhatta, war gerade verreist, als Winajaka starb, und kam nun wieder nach Hause. Nach seiner Rückkehr besuchte er zuerst Winajaka's Vater und dann seine Mutter. Sobald diese ihn erblickte, fing sie zu weinen an. Schiwa Bhatta suchte sie zu trösten und sprach: „Ihr Sohn war ein sehr verständiger und guter Mensch! Es ist schade um den prächtigen Jungen! Niemand kann es fassen, warum ihm nur eine so kurze Lebenszeit zugemessen war! Aber wir Menschen vermögen nichts gegen die Bestimmung der Gottheit und keiner kann seinem Schicksal entgehen! Alles Weinen und Klagen hilft jetzt nichts! Auch Jamunabai muß sich nun eben in's Loos der Witwen schicken! Wo ist sie?"

Die Schwiegermutter: „Sie ist bei uns im Hause!"

Sch.: „Wie ist's mit den Witwenceremonien gehalten worden? Wurde die Sache gleich nach dem Tode Winajaka's abgemacht, oder harrt sie noch ihrer Erledigung?"

Die Schw.: „Was gilt unsere Meinung den Männern gegenüber? Ich sagte schon damals dem Hausherrn, wir sollten den Anforderungen der Sitte und Religion genügen; aber weil er scheints Winajaka ein gewisses Versprechen in Bezug auf seine Frau gegeben hat, meinte er, man solle noch etwas zuwarten. Aber wenn die Sache ganz unterbliebe, welch' schreckliche Folgen

müßte das für unser Haus haben! Früher hatte man doch mehr Achtung vor den Vorschriften der Religion. Wenn's mit deren Hintansetzung so fortgeht, wo wird das noch endigen?"

Sch.: „Was wurde denn dem Verstorbenen für ein Versprechen gegeben?"

Die Schw.: „Was weiß ich! Ich habe mich schon genug darum ereifert; aber was nützt das? Bis jetzt habe ich immer Ihrem Wort und Rath Folge geleistet, und ich freue mich sehr, daß Sie nun wieder da sind und rathen können!"

Sch.: „Ja, die jetzige Zeit ist eine sehr unheilsschwangere! An der Regierung hat man gar keinen Halt mehr. Sie brüten bereits über etwas Neuem. Als ich letzthin in Puna war, hörte ich, daß ein Gesetz zu Gunsten der Witwenverheirathung erscheinen solle!"

Die Schw.: „Wird doch nicht wahr sein?! Das fehlt noch! Das sind die Kunstgriffe der Engländer! Das Ende vom Liede wird sein, daß sie kommen, unsere Kaste aufheben und unsere Mädchen heirathen!"

Sch.: „Ja ja, so wird's kommen! Wo will's noch hinaus! Wenn nur wir das nicht mehr erleben müssen!"

Die Schw.: „Gerade das ist auch meines Herzens Wunsch! Aber was jetzt mit Jamunabai?"

Sch.: „Ganz wie Sie meinen und wollen!"

Die Schw.: „S'ist jetzt hohe Zeit, daß ihr das Haar abrasirt wird. Ist nur das einmal geschehen, dann wird sie den Kopf schon nicht mehr so hoch tragen und nach Männern sehen!"

Sch.: „Ganz recht! Alles hängt nur von Ihnen ab! Verlangen Sie es, so bringt man sie an's Meeresufer, legt ihr heiliges Gras auf's Haupt und läßt ihr das Haar und den Schmuck abnehmen! Von letzterem bekommt der Schwager die Hälfte. Dann wird ein Bild von dem Verstorbenen aus Erde

gemacht und dasselbe mit den weggenommenen Haaren verbrannt. Darauf hat Jamunabai die Begräbnißfeierlichkeiten mit eigener Hand zu machen. Schließlich muß sie drei Tage fasten, wird als unrein betrachtet und damit ist sie dann eigentliche Witwe!"

Die Schw.: „Recht so, das muß jetzt geschehen! Aber wie wird man sie dazu vermögen? Sie hat einen kolossalen Eigensinn, der nicht zu brechen ist!"

Sch.: „Ich werde sie schon dazu überreden, dafür lassen Sie mich sorgen! Aber Alles muß bald geschehen, sonst entgeht sie unseren Händen, oder kommt uns das neue Gesetz ungeschickt in den Weg!"

Die Schw.: „Wir wollen lieber gleich den Tag dazu bestimmen!"

Sch.: „Ganz recht! Morgen komme ich wieder und bringe mein Brevier mit mir! In demselben kann man Alles nachsehen!"

Die Schw.: „Danke Ihnen verbindlichst, hochwürdigster Herr! Gott wolle es Ihnen lohnen, wenn Sie mir behilflich sind, meiner diesfalsigen Sorgenlast mich zu entledigen! Es ist nicht zu sagen, wie hochmüthig und stolz sich Jamunabai geberdet! Befiehlt man ihr irgend etwas, so thut sie es freilich ohne jede Widerrede, aber wenn sie einen freien Augenblick erwischen kann, setzt sie sich in ihr Zimmer hinter die Bücher! Seit ihr Mann gestorben, hat sie ihn nicht mit Einem Worte erwähnt und die Haushaltung läßt sie ganz auf mir liegen!"

Sch.: „Ja, Frau, ich kann mir denken, welche Last unter diesen Umständen auf Ihnen liegen muß! Nun, ich komme morgen also wieder; jetzt habe ich mich lange aufgehalten." Nach diesen Worten verabschiedete er sich und begab sich in ein anderes Haus, wo er eine Purana-(Göttergeschichts-)Vorlesung zu halten hatte. Jamunabai hatte seine Unterredung mit ihrer

Schwiegermutter nicht verstanden, bekam aber doch, als sie ihn sich entfernen sah, eine Ahnung von dem, was ihr nach dem Sinne Beider bevorstand. Während sie sich dann Gedanken darüber machte, trat Schiwa Rama, der Hausjunge, in ihr Zimmer und überreichte ihr einen Brief. Jamunabai öffnete ihn und sah zuerst nach der Unterschrift; aber wie die Handschrift, so war ihr auch der unterzeichnete Schreiber des Briefes unbekannt. Dann begann sie den Brief zu lesen, welcher also lautete:

„Liebe Frau! Mein Name muß Ihnen völlig fremd vorkommen; aber doch stehe ich Ihnen nicht so ferne wie ein Fremder. Ich kannte Ihren verstorbenen, lieben Mann und wir waren in früheren Jahren sehr gute Freunde. Als ich von seinem Hinschied hörte, gieng es mir tief zu Herzen, und ich bin voll innigster Theilnahme für Sie wegen des großen Verlustes. Es wird darum auch kaum nöthig sein, um Entschuldigung zu bitten, daß ich Unbekannter es wage, einen Brief an Sie zu schreiben; wohl aber dürfte die Bitte um Entschuldigung am Platz sein, daß ich es so lange anstehen ließ. Leider vernahm ich die Trauerbotschaft nicht früher.

„Gott möge mich nun lehren, Ihre betrübte Seele zu trösten und auf das einzig rechte Ziel zu lenken! Während Sie diese Zeilen lesen, möge Gottes Geist Sie umgeben! Ein frommer Mann sagte einst: Je mehr Kreuz und Trübsal, um so mehr Freude durch unsern Herrn Jesum Christum! Denken Sie daran, Frau! Seit ich weiß, daß Winajaka todt ist, bin ich recht besorgt um Sie! Hätten Sie nun die reiche, unerschöpfliche Quelle des Wortes Gottes nicht, Sie könnten Ihr Schicksal kaum ertragen. Aber Gott ist treu und allmächtig! Zu diesem Glauben bin ich selbst gekommen, und gewiß werden auch Sie noch die volle Ueberzeugung davon erlangen. Ich er=

innere Sie an die Worte, welche Einem, namens Daniel, zugerufen worden: Dein Gott, dem du ohne Unterlaß dienest, der helfe dir! Er hat den Winajaka weggenommen; aber Er kann Ihnen einen Ersatz für den Verlust geben. Sie haben einen Strom von Liebe verloren; aber noch ein ganzes Liebesmeer ist da auch für Sie! Der Herr hat Ihnen durch den Verstorbenen viel Freude geschenkt; aber er ist mächtig, Sie auch jetzt mit Frieden und Freude zu beglücken. Gott weiß und kennt Ihre Schwachheit und Er wird Sie nicht über Vermögen versuchen. Das Auferlegte zu ertragen, wird er Sie mit der nöthigen Kraft und Stärke ausrüsten. Alle Züchtigung, wenn sie da ist, scheint uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber denen, die sich züchtigen lassen, wird hernach eine heilsame Frucht des Friedens und der Gerechtigkeit zu Theil werden. Seine Kraft wird Sie beseelen, daß Sie freudig seine Wege zu wandeln anfangen. Ich bin tief betrübt über Ihre Lage, und bete zu Gott für Sie! Er möge Ihnen den rechten Weg zeigen und die Weisheit schenken, das zu thun, was gut und heilsam ist! Mögen Sie sich oft des Wortes erinnern, welches der Engel zu Lot sprach: Eile und errette deine Seele, sieh nicht hinter dich, halte dich nirgends in dieser Gegend auf, eile auf den Berg, sonst wirst du auch verderben!“ . . . .

Nicht wenig Beruhigung und Freude kam beim Lesen dieses Briefes über Jamunabai. Er erschien ihr gleichsam wie ein von Gott gesandter Engel, um sie mit Muth und Freudigkeit auszurüsten. Im Stillen betete sie von Grund des Herzens zu Gott, gedachte aller seiner Wohlthaten und pries ihn. Sie erkannte jetzt, daß Ihre Erlösung nahe sei und sie sich als Gotteskind aufnehmen lassen müsse. Bis jetzt hatte sie nur im Stillen zu Gott gebetet; aber nun wollte sie Ihn auch öffentlich bekennen.

IX.

Die Frucht.

Nachdem am folgenden Tage Schiwa Bhatta seine Waschungen und Ceremonien vollzogen hatte, kleidete er sich in weiße Kleider, band sein Brevier in ein seidenes Tuch und machte seinen Besuch in dem uns wohlbekannten Hause. In Erwartung dieses Besuches hatte die Hausfrau den Fußboden frisch mit Kuhdung bestrichen, schön glatt und zum Sitzen Alles auf's Beste bereit gemacht. Dann setzte sich der Priester zu den beiden Eheleuten, machte die gebührende Verneigung vor seinem Buche und begann daraus vorzulesen. Dem Befehl der Schwiegermutter gemäß hatte sich Jamunabai auf die Thürschwelle gesetzt und hörte zu.

Der Priester liest:

„Ueber das Verhalten der Witwen steht geschrieben: (Der Priester Gottes redet und die Heiligen hören.) Wenn der Mann stirbt, hat die Frau folgende Vorschriften zu beobachten:

„Vor Allem soll sie mit ihm gehen. *) Wenn sie sich aber in Erwartung eines Kindes befindet, oder einen Säugling hat, so darf sie nicht mit dem Manne gehen, und wenn sie es doch

---

*) Das geschah früher, indem sich die Frauen mit der Leiche des Mannes verbrennen ließen. Das hieß man „Sahagamana“ = Zusammengehen.

thut, so sündigt sie. Die Verordnungen sollen treu und gewissenhaft befolgt werden. Diese sind freilich schwer, aber wer unablässig darin verharrt, wird großes Verdienst zu erwarten haben. Der Witwe soll erstlich das Haar abrasirt werden. Welche Witwe das Haar nicht wegnehmen läßt, die wird damit sich selbst und ihren verstorbenen Mann in die Hölle reißen. Deßhalb müssen die Haare nothwendig entfernt werden. Täglich soll sie morgens baden, nur Einmal des Tages Gekochtes essen und selbst dieses muß sehr mäßig genossen und nur aus einer gewissen Art Reis zubereitet werden. Gleich nach dem Tode des Mannes muß sie drei Tage fasten: dann vor dem elften Tag des ersten abnehmenden Mondes bis zum Neumond muß sie abermals fasten, oder nur Ungekochtes genießen. Am Tage des Neumonds fängt sie an, eine Hand voll Gekochtes zu essen, und genießt jeden folgenden Tag eine Hand voll mehr bis zum Vollmond, wo sie die volle Mahlzeit zu sich nimmt. Mit dem abnehmenden Mond soll sie wieder jeden Tag eine Hand voll weniger essen, bis das Maß abermals auf Eine Hand voll herabkommt. Ist sie sehr schwach, so kann sie Früchte essen oder einmal etwas Milch trinken; trinkt sie aber mehr als täglich einmal, so ist Alles umsonst. Sie muß allein essen, nicht in Gesellschaft von Andern, und schließlich noch einmal drei Tage fasten. Diese Fastenkur muß sie einmal durchmachen, und zwar gleich nach dem Tode des Mannes.

„Außerdem darf sie nie mehr auf einem Bette schlafen; geschieht das, so trifft sie große Strafe und sie muß mit ihrem Manne die ewige Höllenpein theilen. Die Witwen dürfen nicht in warmem Wasser baden und müssen Wohlgerüche von Sandelholz, Blumen u. s. w. durchaus meiden. Wischnu*) soll ver-

---

*) Einer der drei Hauptgötter der Hindus.

ehrt werden, ihn soll eine Witwe an die Stelle ihres verstorbenen Mannes stellen und ihr volles Vertrauen auf ihn setzen. Feste, Wallfahrten und andere verdienstvolle Werke müssen geübt, und die Vorschriften der Priester genau befolgt werden. Wenn eine Witwe Almosen und Gaben verabreichen will, so soll sie den Brahmanen das Liebste, Beste und Werthvollste geben. Während der heißen Zeit soll Wischnu ganz besonders verehrt und viele Flußbäder u. s. w. gemacht werden. Witwen sollen Tempeldienern und Priestern im Tempel behilflich sein in Zu-



Wischnu.

bereitung der heil. Salben und Opfermahlzeiten, bei Besorgung der Lampen und vielem Andern mehr. Täglich sollen sie auch vor den Häusern der Brahmanen Wasser sprengen und putzen, armen Brahmanen und Wallfahrern Reis und andere Geschenke reichen.

„Im neunten Monat des Jahres darf eine Witwe kein Gebackenes essen; dagegen soll sie den Brahmanen solches zubereiten und vorsetzen. Witwen dürfen weder Jacke, noch Armspangen, noch auch bunte Kleider tragen; sie sollen nur Ein geringes

weißes Gewand haben und ganz nach des Sohnes*) Willen wandeln. Die heil. Schriften sagen, ein Sohn sei ein geistiges Wesen, und da der Sohn ihrem Mann das Dasein verdankt, muß sie ihm Gehorsam leisten. Wenn eine Witwe dieses Alles unablässig zu befolgen sich bestrebt, ist es so verdienstvoll, wie wenn sie sich hätte mit dem Manne verbrennen lassen. Und wenn vielleicht der Mann, in großen Sünden gestorben, in der Hölle schmachtet, so kann die hinterlassene Frau durch alle diese Thaten ihn aus der Pein befreien und mit sich selbst an den Freuden des Himmels theilhaftig machen!"

Obschon Schiwa Bhatta nur ein schlechter Schriftleser war, geberdete er sich doch wie ein rechter und las mit höchst wichtiger Miene und vielen Gestikulationen vor. Da Winajaka's Eltern den Kummer um den verstorbenen Sohn nicht verbergen konnten, herrschte eine peinliche Stimmung in dem kleinen Kreise. Ganapati Raja entrann hie und da eine Thräne, und seine Frau war ebenfalls in tiefer Trauer; aber weil ihr Jamunabai's Gesinnung nicht zusagte, unterdrückte sie den Schmerz und verfolgte das Vorgelesene von Anfang bis zu Ende mit Aufmerksamkeit.

Als der Priester das Buch zugeschlossen hatte, brachte er demselben die übliche Verehrung dar und sagte dann: „Da alle diese Einzelnheiten sehr verdienstvoll sind, ist es von großem Werth, daß Jamunabai Alles genau befolgt; sträubt sie sich aber, so hat der Verstorbene in der andern Welt viel zu leiden, und über die ganze Familie wird Unglück kommen."

Da Ganapati Raja Jamunabai sehr liebte, war es ihm, als würde seine Brust zusammengeschnürt; er stand auf, wandte sich an die Witwe und sagte sehr bewegt: „Jamunabai, Du hast

*) Das weibliche Geschlecht hat nur gehorsam zu sein: zuerst dem Vater, dann dem Manne und nach dessen Tode dem Sohne — so lautet die indische Moral.

jetzt gehört, was mit Dir geschehen soll! Du hast den Namen unserer Familie noch in keiner Weise verunehrt. Du warst die treue Gattin Deines Mannes; aber da er nun gestorben, mußt Du Dein Schicksal geduldig ertragen! Du thust das, nicht wahr, mein Kind? Du weißt ja jetzt, welche Sünden an Deinem Haare hängen! Ach Gott! ach Gott! was Alles muß geschehen!“

Schiwa Bhatta suchte den Hausherrn zu beruhigen und sprach: „Mein Herr, sehen Sie auf den Sohn und sehen Sie auf die Tochter! Alles, was existirt, ist wie Wasserblasen. Wo sind Ihre Vorfahren? Ein Jeder wird geboren und stirbt nach seinem Verdienst! Der frühe Tod ihres Sohnes ist die Sühnung einer Schuld, welche aus einer früheren Geburt stammte. Aber was nützt es, ihn zu betrauern? Das sind Alles vergängliche Gefühle! Bitte, stehen Sie auf und kommen Sie mit mir an die frische Luft.“ Damit ergriff der Priester den bekümmerten Vater am Arm, führte ihn in's Freie und schickte sich dann zum Heimgehen an. Bei seinem Weggehen sagte aber Ganapati Raja: „Daß der Witwe das Haar abgenommen werden soll, scheint mir nicht recht zu sein; ich habe meinem Sohne das Versprechen gegeben, es nicht geschehen zu lassen; wie kann ich nun mein Wort brechen? Außerdem ist Jamunabai eine weiche und zarte Natur, wie kann ich ihr eine solche Behandlung zumuthen! Und haben Sie nicht selber früher einmal geäußert, daß an Solchem eigentlich nicht viel liege?“

Als die Hausfrau, welche seitwärts von der Hausthüre nach innen stand, diese Worte hörte, schrie sie entrüstet: „Was soll denn geschehen, soll sie wieder heirathen? Nun, das mag meinetwegen geschehen; aber was werden die Leute sagen und welchen Lärm wird es absetzen?! Mein goldener Sohn ist gegangen, das allein macht mich schon krank; aber nun soll noch ein Stein meine Brust beschweren? In der That, ich darf mich nicht mehr

zeigen unter den Leuten, wenn es so weit kommen wird. Von allen Seiten brechen die Unglückswetter auf mich ein!"

Schiwa Bhatta: „Frau, es ist durchaus nicht zum Verzweifeln! Die Ansichten Ihres Mannes sind nur etwas verschieden von den Ihrigen; aber er ist ja verständig und wird sich gewiß dem nicht widersetzen, was einflußreiche Männer sagen. Morgen will ich meinen Freund Descharaja mitbringen; er ist gestern von Subramanja hiehergekommen; er ist ein sehr geachteter Mann, dessen Kenntnisse weit berühmt sind, gewiß wird und kann Herr Ganapati Raja einen solchen Mann nicht überhören!"

Ganapati Raja: „Ueber den Besuch des Descharaja werde ich mich freuen; ich will gerne seine Ansicht in Bezug auf unsere Angelegenheit hören. Gegen verständige Reden habe ich durchaus nichts einzuwenden."

Der Priester schied nun mit etwas leichterem Herzen.

Nachdem Schiwa Bhatta fort war, begann ein lebhafter Wortwechsel zwischen den beiden alten Eheleuten, wodurch Jamunabai sehr betrübt wurde. Doch war es ihr klar genug, daß sie nichts Anderes und Besseres thun könne, als einfach stille sein.

Folgenden Tages erschien Schiwa Bhatta wirklich in Begleitung des Descharaja. Nach den üblichen Begrüßungsformen und Freundschaftsbezeugungen begann der Priester mit zögernder Stimme: „Dieses Jahr hat unsern Herrn Ganapati Raja großes Mißgeschick betroffen; sein Haus hat eine Perle verloren! Aber wer kann die Sache ändern und das Schicksal wenden? Doch der Name des Guten wird bleiben, obschon er nicht mehr lebt! Was ein Mensch auch immer thun mag — das soll er stets im Auge haben, daß sein Name auch noch nach dem Tode ein edler und guter sei! Der Hausherr hat sich die Begräbnißfeierlichkeiten

viel kosten lassen. Jetzt aber ist noch Eine Unannehmlichkeit aus dem Herzen der Hausfrau zu entfernen! Herrn Ganapati Raja's Geschlecht ist ein sehr bedeutendes und berühmtes und unter den Verwandten sind große Herren aufzuzählen. Es handelt sich also einzig und allein darum, daß sein Ansehen und seine Ehre erhalten bleibt; daran wird's jedoch nicht fehlen!"

Descharaja: „Recht gesprochen! Wenn Alles nach Gebühr geschieht, kann Niemand etwas Unrechtes nachreden. Wir Hindus bewohnen heiliges Land und unsere religiösen Gebräuche u. s. w. suchen ihres Gleichen. So war's bis jetzt und soll's in Zukunft bleiben! Wir haben jedenfalls unsere Pflichten als Brahmanen treu und gewissenhaft zu erfüllen!"

Schiwa Bhatta: „Im August wird ein angesehener Schiwapriester kommen und es ist gut, wenn Sie Anstalt treffen, daß der Heilige auch Ihr Haus betritt, damit Sie dessen Fußwasser zum Trinken bekommen können. Aber vor diesem hohen, heiligen Besuch müssen die Ceremonien, welche mit Winajaka's Tod zusammenhängen, vollzogen werden."

Nun bestimmten die beiden Priester den Tag, an welchem Jamunabai an's Meeresufer gebracht und ihres Haar- und sonstigen Schmuckes beraubt werden sollte. Der arme Ganapati Raja saß stumm und tief bekümmert da. Dann begab sich Schiwa Bhatta noch in's Innere des Hauses und meldete die Verabredung der Hausfrau, welche ganz damit einverstanden war. „Je bälder, desto besser," meinte sie. Darauf entfernten sich die Gäste.

Ganapati Raja befand sich nun allein. Und je mehr er über die Sache nachdachte, desto besser erschien ihm der Gedanke, für einige Tage zu verreisen; während seiner Abwesenheit möge dann geschehen, was wolle. So, meinte er, könne er allein den Anforderungen der Sitte und Kaste und dem Versprechen, das er

wegen Jamunabai seinem Sohne gegeben, gerecht werden. Er entwarf schnell einen Reiseplan, traf die nöthigen Zurüstungen und machte sich noch selbigen Tages davon.

Nächsten Tages erschien Schiwa Bhatta, um Jamunabai an's Meeresufer zu befördern. Anfangs bemühte sich die Schwiegermutter durch Schmeicheleien und gute Worte, die Witwe aus ihrem Zimmer zu locken; aber es gelang ihr nicht: Jamunabai blieb unbeweglich in dem kleinen, dunkeln Raum. Zuletzt aber riß der Schwiegermutter der Geduldsfaden und die erzwungene freundliche Stimmung verwandelte sich in Aerger und Schimpfreden. Aber selbst das Schimpfen blieb erfolglos und sie sah sich genöthigt, den Priester auf spätere Gelegenheit zu vertrösten. Sie schloß das Zimmer ab und Jamunabai bekam den ganzen Tag nichts zu essen. Schiwarama und dessen Mutter, welche sich im Haus befanden, waren sehr betrübt über Alles, was ihre Wohlthäterin betroffen hatte, aber sie waren völlig machtlos, etwas zur Erleichterung beizutragen. Schiwarama war früher ein roher, ungezogener Bursche, aber unter Winajaka's und Jamunabai's Pflege war er anders und besser geworden. Im Lesen und Schreiben zeichnete er sich zwar nicht besonders aus, aber er war aufgeweckt und verständig, vermochte Gutes und Böses zu unterscheiden. Die Mutter war nicht sehr klug, aber doch hatte sie von Jamunabai manche Vortheile gelernt und sich angeeignet. Diese Beiden sahen mit tiefem Mitleid auf die geplagte und betrübte Witwe. Bis zum Abend nahmen auch sie weder Speise noch Trank zu sich und so fasteten die drei gemeinsam.

Nach Sonnenuntergang schleppte die Schwiegermutter Jamunabai aus ihrem Gefängniß, schlug sie mit dem Besen ganz fürchterlich, faßte ihre Haare und riß und zog sie daran bis zum Kuhstall in geringer Entfernung des Hauses. Dieß sah

Schiwarama's Mutter und eilte herbei, Jamunabai zu befreien; hinter ihr kam auch gleich ihr Sohn herbeigeeilt und es entstand ein Kampf zwischen beiden Parteien. Nachdem eins das andere losgelassen, schloß die Schwiegermutter das Thor des Gehöftes und begab sich in's Innere des Hauses. Unterdessen war die Nacht hereingebrochen; Jamunabai fühlte sich schwach und elend, an Leib und Seele angegriffen und erschüttert. Dann sagte sie zu den Beiden, welche ihr zu Hilfe gekommen waren: „Es ist mir nur leid, daß Ihr um meinetwillen in Ungelegenheit gekommen seid."

Schiwarama's Mutter: „An uns brauchen Sie nicht zu denken! Ich muß mich nur wundern, wie Sie das Alles durchmachen können!"

Schiwarama: „O meine Wohlthäterin, warum sollen wir länger hier bleiben?"

Mutter: „Wie redest Du doch! Wo kann denn die arme Seele Schutz und Hilfe finden? Die Verwandten wohnen ja weit weg; die Mutter ist längst gestorben und der Vater kann sie nicht aufnehmen!"

Sch.: „Aber nicht sehr weit von hier wohnt ein guter Freund unseres Winajaka; zu ihm wollen wir uns flüchten! Kommt, kommt! Er wird uns gewiß in sein Haus aufnehmen. Ich kenne ihn sehr gut. Vor Kurzem hat er Jamunabai einen Brief geschrieben, ich weiß, wo er wohnt! Steht schnell auf, sogleich begeben wir uns dorthin." So unterhielt sich der Sohn noch weiter mit seiner Mutter, während Jamunabai in ihrem Innern zu Gott betete und seine tröstlichen Verheißungen beherzigte. Als sie nun den Namen des Freundes hörte, forschte sie weiter und fragte: „Weißt Du sein Haus und kennst Du ihn wirklich? Er hat mir allerdings einen Brief geschrieben, den ich aber nicht beantwortet habe!"



Indische Katechisten-Familie.

Sch.: „Ja Frau, er ist ein sehr guter Mann, kommt nur, wir gehen zu ihm!"

Jamunabai überlegte die Sache nochmals und dachte bei sich selbst: wie wunderbar hat Gott Alles gefügt! Die Zeit meiner Befreiung ist da, das weiß ich jetzt deutlich! Ich verlasse nun meine Verwandten, mein Haus und Alles, sonst geht meine Seele zu Grunde!

Dann wandte sie sich an die Beiden und sagte: „Ich bin nun entschlossen, in das Haus des genannten Freundes zu gehen; und zwar thue ich es nicht nur deßhalb, um den leiblichen Qualen zu entrinnen, sondern auch, um meine Seele zu retten. Wenn Ihr mit mir kommt, wird es auch für Euch gut sein!"

Als Schiwarama das hörte, nöthigte er seine Mutter, auf den Vorschlag einzugehen und bald waren die drei auf dem Wege, das Haus des Freundes aufzusuchen. Der Knabe schritt als Wegweiser voran. Etwa um 8 Uhr erreichten die Flüchtlinge das Haus. Als Schiwarama um Einlaß bat, trat der gesuchte Freund selbst heraus und führte sie Alle hinein. Es war ein eingeborner Prediger des Evangeliums. Nachdem er den Grund und Zweck ihres Kommens vernommen hatte, rief er sämmtliche Hausbewohner zusammen, um gemeinschaftlich zu beten und Gott zu danken. Nachher wurde für Erquickung der Angekommenen gesorgt. Noch am ganzen Leibe zitternd und bebend vor Angst und innerer Aufregung konnte Jamunabai nur wenig zu sich nehmen und begab sich darauf zur Ruhe, deren sie sehr bedürftig war.

Am folgenden Morgen lief die Kunde von Mund zu Mund, daß zwei Brahmanenwitwen mit einem Knaben in das Haus des christlichen Predigers gekommen seien. Als Ganapati Raja vernahm, wohin sich seine Schwiegertochter geflüchtet habe, konnte er es nicht über's Herz bringen, sie nicht sogleich zu besuchen

und Näheres über ihre neue Lage und Verhältnisse zu erfahren. Nachdem er mit ihr gesprochen hatte, gab er sich zufrieden und war im Grunde des Herzens froh, sie nun wohl geborgen und versorgt zu wissen. Später brachte er ihr auch ihr Eigenthum an Büchern u. s. w. nach, und trotzdem er von Vielen ihrethalben mit Vorwürfen überschüttet wurde, konnte er ihr doch nicht böse sein, sondern blieb ihr in Liebe zugethan.

Der eingeborene Prediger hatte eine sehr nette Familie: eine gar sanfte, freundliche und liebevolle Frau und zwei herzige Kinder, welche Jamunabai bald sehr lieb gewannen. In diesem neuen Heim erschloß sich denn auch bald, was von christlicher Erkenntniß, Heilsverlangen, Glaube und Liebe in ihr war und die Knospe entfaltete sich zur lieblichen Blüthe, welche köstliche Frucht in Aussicht stellte.

Weg' hat Er allerwegen,
An Mitteln fehlt's Ihm nicht.
Sein Thun ist lauter Segen,
Sein Gang ist lauter Licht!
Sein Werk kann Niemand hindern,
Sein' Arbeit darf nicht ruh'n,
Wenn Er, was Seinen Kindern
Ersprießlich ist, will thun.

YAR 1391

